

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Der Krfl. Von Ernst Schweninger . . . . .	401
Der Hohe Schein. Von Joseph Kueberer . . . . .	413
Selbstbeschuldigungen. Von Otto Julius Bierbaum . . . . .	422
Idealismus in der Kunst. Von Georg Hähler . . . . .	423
Diplomatie. Von Heda Heda . . . . .	429
Schikanweisungen. Von Leben . . . . .	431
Krisen-Verstärkungen . . . . .	434

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

## Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

*Carlton Hotel Astoria*  
*Restaurant früher Krons*  
*Berlin*  
*Unter den Linden 32*



## The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138/9.

Fernsprecher  
Amt Wilmersdorf No. 662.



Selzer  
 Laury & Co., Holl.



Natürl.  
Mineralwasser.

# Erfrischung. Selzer Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =  
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5345.

Man verlange stets

## Grosskarbener Selzer.



Der **orthocentrische Kneifer** D. R. P. angemeldet. American. Patent No. 328812 und andere Auslandspatente von dem bekannten american. Augenarzt **Dr. Brinkhaus** ist der anerkannt Beste, von den hervorragendsten Aerzten empfohlen, u. nur bei unseren eigenen Firmen in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg käuflich. Verblüffend einfach, hocheleg, sitzt unser Kneifer fest ohne zu drücken; er überbrückt Tränenkanäle, verhütet Schielen d. seine absolut korrekte u. stabile Zentrierung, ist desh. d. vollkommene Ersatz f. d. Brille u. eine Wohltat f. alle Kneiftragernd. Prosp. gr. Alleinverk. nur: **Orthocentrische Kneifer Gesellschaft** m. b. H. Berlin W. Potsdamerstr. 132 (3 Min. v. Potsd. Pl.) d. 10. Lad. v. d. Elchhornstr. Man achte genau auf Firma u. lasse sich d. ihm. Anpreis. nicht täuschen. Vor Nachahmungen wird eindringlich gewarnt. **Grosse Auswahl in Brillen, Lorgnetten, Operngläsern, Prismen-Binocles.**

# Pariser Schattenspiel

Dramatische Skizzen  
von  
Felix Philippi.

Preis brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—. VITA, Deutsches Verlagshaus Berlin NW. 52.

*Der bekannte Dramatiker, Verfasser von „Das grosse Licht“, „Der Helfer“ usw. reist in diesem Bunde eine Anzahl lebenswarmer Skizzen zum Teil von prickelndem Reiz, zum Teil von erschütternder Tragik aneinander und gibt ein Bild Pariser Sitten von ausserordentlicher Schärfe. Maupassant, der grösste Künstler der Novelle, hat hier sein dramatisches Gegenstück gefunden.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Berlin, den 15. Dezember 1906.

## Der Arzt.\*)

In der Jugend aller Völker, in allen Mythen, Sagen, Legenden, Ueberlieferungen finden wir die Thatsache verzeichnet, daß neben den Priestern die alten Frauen es waren, die in Krankheit und Unfall Hilfe zu bringen wußten. Sie thun es heute noch und lehren uns damit, daß im Verhältnis zu den einfachsten menschlichen Dingen alles Volk ewig jung bleibt. Priester und alte Frauen: Das bedeutet: Ueberlegenheit und Erfahrung. Den Priestern stand die Ueberlegenheit zur Verfügung, die ihnen aus der Zugehörigkeit zu einer herrschenden Kaste erwuchs. Erfahrung kam ihnen aus gewonnenen und innerhalb ihres Standes weitergegebenen, überlieferten Kenntnissen, die sie an langen Reihen einzelner Erlebnisse nachprüfen konnten; denn ihr Stand wurde von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder von den Kranken um ärztliche Hilfe gebeten. Die Priesterärzte lernten nicht nur wirksame ärztliche Hilfe bringen; sie schufen auch die ärztliche Wissenschaft. Auf Tempelwänden und Säulen, auf Steintafeln und Schreibflächen legten sie in Sätzen Vorstellungsinhalte nieder, die ein Zusammenfassen der einzelnen Erlebnisse nach Gesichtspunkten der Gleichartigkeit waren. Sie sungen allgemein gültige Gesetzmäßigkeiten in darstellende Worte ein. Die alten Frauen sind die Einfacheren, weil ihr Handeln eine reine Erfahrung darstellt; ein Wissen, das nicht aus dem

\*) Fragmente aus einem Buch, das zum Weihnachtsfest (als siebenter Band der Sammlung sozialpsychologischer Monographien „Die Gesellschaft“) in der literarischen Kustalt von Münter & Voening erscheinen soll. Aus den Bekenntnissen eines Meyers, der hier kein Fremdling ist und über dessen Persönlichkeit und Kunst deshalb nichts gesagt zu werden braucht. Nicht heute. Das Buch mit dem schlichten Titel „Der Arzt“ mag einsteilen selbst für sich sprechen. (Herausgeber der Sammlung ist Herr Dr. Martin Buber.)

Erschauern und Ueberlegen stammt, nicht aus der wägenden und ordnenden Beobachtung, sondern aus dem eigensten, sinnfälligen Erlebniß am eigenen Leibe. Ihnen stand nicht jene Art von Uebergewicht zur Seite, die als unverdientes, zugeworfenes Geschenk zu der aus Anschauung erworbenen Erfahrung hinzukommt. Sie hatten die Ueberlegenheit der Erkenntniß, die zwingende Uebermacht des aus eigenem Erleben Wissenden; die Ruhe der Erfahrung. Es genügt nicht, zu sagen, die alten Frauen seien bei allen primitiven Völkern der Gegenstand scheuer Verehrung und Das sei der Grund, weshalb man sie um Rath fragte, ihren Spruch befolgte. Nein: weil sie, gleich den Priestern, Wissende sind, nahte man ihnen von je her in Verehrung.

Alte Frauen haben nicht nur die gesammelte Kenntniß jedes langen und vielfältigen Lebens; sie tragen in sich noch das Erlebniß ihres Geschlechtes, die erlebten und ertragenen Geschehnisse ihres Weibthumes. Das vom gewohnten alltäglichen Vollziehen organischer Verrichtung abweichende, das „andere“ Befinden, das dem Mann Kranksein bedeutet, die Minderung der Leistung- und Genußfähigkeit bei gleichzeitigem Eintreten besonders gearteter Erscheinungen: Das erlebt jede gesunde Frau an sich in fortwährender Wiederholung. Die monatliche Reinigung und das Muttergeschäft. Den alten Frauen hastet die Wandlung zur Jungfrau, zum Weib, zur Greisin aus dem Erlebniß am eigenen Leibe in allen einzelnen Eindrücken und Empfindungen im Gedächtniß. Unruhe, Erschrecken, Erstaunen; und Erkennen, daß das Neue, Andere nichts Feindliches, nichts Tötendes ist, daß es Beginn, Anstieg, Abfall und Ende hat wie jedes Ereigniß. Alles Das immer und wieder von Neuem erleben, sich an des Erlebnisses Wiederkehr gewöhnen, das Erschrecken verlernen und das Staunen vergessen, darüber zum Handeln, zur That gelangen, den Erfolg der That sehen, greifen und begreifen können. Und dann die in ihrem Gleichgewicht nicht mehr zu störende Ruhe des Alters. Die kalte Furchtlosigkeit der erlebten Erkenntniß. Der ausgebrannte Vulkan, dessen mit Asche bedeckter Gipfel nur imposant ist; unfruchtbar und deshalb ruhig; er sieht in alle Fernen, hinweg über tragende Weinberge und Delhaine, deren Boden er mit seinem Aschentregen düngte, deren Frucht er mit dem Hagel seiner Steine zerstückte, als er noch Feuer zum Himmel sandte.

Die alten Frauen waren nicht nur stets die Beratherinnen der vom ersten Bluteigniß überraschten Jungfrauen, der in Geburtwehen das immer neue Geschehniß erwartenden jungen Mütter; sie sind es stets gewesen, die der Sugend Belehrung ertheilten über jene vor der Unerfahrenheit verhüllten Räthsel. Und noch weiter langten ihre ärztlichen Herrscherhände. Ihnen war das

Geheimniß des Mannes nicht nur kein Geheimniß mehr: es war ihnen ein Ding der Alltäglichkeit geworden, weil sie keine Beziehungen mehr dazu hatten; denn sie ergriß nicht mehr die Wonne des Schauers, der allein den Werth der Seltsamkeit zu schaffen vermag. Erfahrene alte Frauen kennen die Scham des Geschlechtes nicht mehr, wenn sie auch manchmal noch (aus Rücksicht) eröthend dessen Geberde annehmen.

So sahen die alten Frauen wohl als die Ersten mit Bewußtsein und ohne die angeborene Furcht der Kreatur in dem aus Menschenleibern stürzenden Blutstrom nichts Besonderes mehr und deshalb nichts Erschreckendes. Sie hatten erfahren, daß eine Blutung in sich selbst endet, wenn die Zeit ihrer Dauer erfüllt ist. Sie mußten erfahren haben, daß man mit Hilfe irgendwelcher undurchlässigen Stoffe eine Blutung zum Stillstand bringen kann.

Alte Frauen kennen den Schmerz so genau, sie sind mit unendlich vielen seiner Spielarten und Abstufungen so vertraut, daß sie selbst aus unzureichenden Beschreibungen die Empfindungen Anderer verstehen, ergänzen können. Ihr stilles Kopfnicken überzeugt unfehlbar von dieser Kenntniß. Und durch die Erzählung, die Beschreibung eines der Schmerzerignisse ihres Lebens wissen sie, wenn auch nur für den Augenblick, den Glauben zu befestigen, daß jeder Schmerz ein Ende habe. Wie leicht können und konnten sie wohl von je her aus ihrer eigenen, an sich und auch schon an Anderen erprobten Erfahrung Rathschläge ertheilen; etwa darüber, welche Körperhaltung, welche Vorkehrung (kurz: welches Mittel) einen bestimmten Schmerz besser ertragen läßt, ihn lindert, vielleicht gar ihn stillt.

Die Priester und die Könige erfanden das Geschäft des Arztes. Sie verhandelten ihr Wissen von der Menschheit gegen den Glauben des Schwachen an den Stärkeren. Die alten Frauen waren die ersten Ärzte, weil sie ihre Erfahrung, ihr inneres Gelebniß hingaben, dessen geweihter Besitz den Schwächeren zum Glauben an sich selbst zwingt; zum Glauben daran, er könne auch so werden wie Der, dessen Lippe ihm die Botschaft des Heils bringt. Das ärztliche Geschäft ist ein Darleihen erworbenen Wissens auf Zins; manchmal gar auf wucherischen. Die ärztliche Hilfeleistung ist ein Hinschenken eigenen Lebensgewinnes an den Armen, der davon noch nichts erwerben konnte oder Alles verspielt hat. Arzt sein heißt: der Stärkere von Zweien sein.

Als den Arzt eines Menschen darf man nicht schon Den bezeichnen wollen, der ein Helfer des Augenblickes ist; Einen, der im Fall der Noth, sozusagen im Vorübergehen, nach gewissen feststehenden Kunstregeln Hilfe leistet. Etwas ein gebrochenes Bein einrichtet, eine Blutung stillt, eine Ohnmacht behebt;

einen Rath erteilt, um Schmerz zu lindern. Das sind die Kirchengänger, von denen der Narr sich berathen ließ, als er seinem Fürsten den Beweis dafür erbringen wollte, daß in seinem Reich die zahlreichste Junft die der Ärzte sei. Damit Einer eines Menschen Arzt heißen dürfe, müssen an einem zweiten Menschen noch andere Vorbedingungen erfüllt sein als die bloßen Wissens, das berathen kann. Der von einer staatlichen Einrichtung entlehnte Sprachgebrauch bezeichnet wohl Den als Arzt, der für den Nachweis einer Anzahl von erworbenen Kenntnissen und Fertigkeiten auf Stempelpapier das Recht zugesprochen erhielt, unter einem genau umschriebenen Rang und Titel, als Mandarin einer bestimmten Klasse, in die öffentlichen Urkunden eingetragen zu sein.

Mit dieser Benennung verhält es sich ähnlich wie mit dem berücktigten „Ding an sich“. Es existirt wohl, ohne daß es in Beziehung zu anderen Dingen getreten ist. In der Welt der Erscheinungen beginnt es erst mitzuzählen, sobald es Wirklichkeiten entfaltet. Das kann es nur, nachdem es der Gegenstand von Beziehungen geworden ist.

Arzt wird Einer, wie heute der Lauf der Welt ist, meist aus außerwesentlichen Antrieben; etwa aus Wissensdurst oder aus jugendlicher Unkenntniß von Nothwendigkeiten, viel häufiger, um seinen Lebenserwerb im wärmenden Sonnenstrahl bürgerlich gemehrten Ansehens zu finden; selten einmal wird es Einer, indem er der Mahnung seiner inneren Stimme folgt, wie man sagt: aus Beruf: als Berufener. Arzt sein kann Einer nur aus Humanität. Die Kraft, Arzt sein zu können, schöpft sich nur aus der Fähigkeit, Beziehungen anzubahnen zwischen den innersten Inhalten zweier Persönlichkeiten.

Ob Einer mit dieser Fähigkeit Handel treibt, seinen Lebensunterhalt erwirbt durch Hingabe von Theilen seiner Menschlichkeit gegen Entgelt: Das ist nicht das Entscheidende der Frage, wie vielfach die Meinung ist. Von solchem Handel, der zarten Götzenanbetern ein Gräucl scheint, leben viele ehrenwerthe Männer; von dem Verschleiß ihres Menschenthumes leben alle Künstler; auch die Priester und alle Könige leben davon.

Die Menschlichkeit, die Humanität Eines, der ein Arzt sein will, muß größer sein als die eines Anderen; mindestens des Anderen, dessen Arzt er ist; da er ja hinschenken soll, abgeben soll von seinem Besitz. Was weiter besagt: daß ein guter, ein „großer“ Arzt nur Einer sein wird, der über eine große Menschlichkeit verfügt. Je größer die Humanität, desto größer der Arzt! Viele, sehr Viele sind keine Ärzte, trotzdem die öffentlichen Urkunden sie also bezeichnen. Weil die größere Humanität etwas immerhin Seltenes, die ganz große Humanität aber, aus der Vielen und für viele Lagen des Lebens mitgetheilt wer-

den kann, ein Geschenk ist, das nur gutgelaunte Götter ihren Lieblingen in die Wiege legen. Groß ist der Arzt, dessen Kunst an Reife seiner Humanität gleicht.

Man hat für die Benennung des ärztlichen Geschäftes das schauderhafte Wort „Medizin“ angenommen und glaubt, damit die Ausübung einer Wissenschaft zu bezeichnen. Die „Mediziner“ sprechen vom „wissenschaftlich gebildeten“ Arzt und wollen damit sagen, daß diese Spielart sich durch den Vorzug besonderer Tüchtigkeit auszeichne vor den Handwerkern, denen die mindere Bezeichnung als „gewöhnlicher“ oder „einfacher“ Praktischer Arzt zukomme. Der Gelehrtenjargon nennt den Praktischen Arzt auch wohl einen „rohen Empiriker“. Verächtlich sieht man von der Höhe der Wissenschaft auf ihn herab.

Man stelle sich vor, die Menschheit müsse mit der Thatfache rechnen, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Behandlung der Erkrankten an die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit gebunden ist. Wo könnte es noch Ärzte geben unter den Menschen, da man doch weiß, daß alles Suchen falsch und unrichtig unternommen sei, weil morgen unwiderleglich erwiesen sein wird, daß alles Irrthum war, was man heute für Wahrheit hielt? Die Wissenschaft ist an die Aenderungen des Lebens, der Zeitverhältnisse geknüpft. Die Noth der Menschen, ihre Hilflosigkeit, ihr Bedürfniß nach Rath und werththätiger Unterstützung in den Fährnissen des Leibes und der Seele ist nichts Zeitliches, ist nichts sich Aenderndes. Die Verhältnisse, unter denen die Hilfe zu bringen ist, können sich ändern und damit neue Aufgaben an den Helfer, an den Arzt herantreten. Aber das Neue an diesen Aufgaben ist stets etwas Aeußerliches; eine geänderte Form für ihre Lösung. Der Inhalt wird stets der selbe bleiben.

Die Aeußerungen der Erkrankung können dem von einer Zeit geschaffenen, von einem bestimmt gearteten, zeitlichen Erkennen bedingten Vorstellungsvermögen sich in anderer Gestalt darbieten als dem Denken von gestern oder morgen. Es können durch äußere und innere Bedingungen sich Aenderungen in der Lebenshaltung, gewandelte Verhältnisse der Menschenmengen, gesteigerte oder verminderte Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des einzelnen Individuums ergeben. Auch können neue (uns meist unbekannt) Umstände bewirken, daß Verschiebungen im örtlichen Auftreten von Erkrankungsformen sich vollziehen; wir nennen Das dann, unter dem Eindruck bekannter, als Ansteckung bezeichneter Thatfachen: Einschleppung. Damit werden wohl Aenderungen in den Verhältnissen geschaffen, in deren Folge die Leistungsfähigkeit des Einzelnen anders bedingt, gesteigert oder vermindert werden kann. Mit all diesen Erscheinungsweise kann, mag, darf, soll die Wissenschaft sich be-

fassen, um dem Bedürfnis nach Einsicht in den Zusammenhang der Dinge Rechnung zu tragen. Die Bedingungen, unter denen der Arzt an dem einzelnen Menschen Arbeit zu leisten hat, werden aber immer die selben bleiben, weil die wesentliche Beschaffenheit des Menschen immer die selbe bleibt; ob ihre Störungen sich dem Vorstellungsvermögen irgend eines Geschlechtes auch unter gewandelten Ausdrucksformen kundgeben, die sogenannten Krankheitsbilder sich ändern. Sinn und Zweck alles Arztes ist, den im Gleichmaß seiner Thätigkeit gestörten organischen Ablauf mit den von der Erfahrung gelieferten Mitteln in den Grenzen einer bestimmten Wirksamöglichkeit so zu regeln, daß die unentbehrlichen Verrichtungen wieder erledigt werden können.

Wesen und Beschaffenheit des Menschen bleiben ewig gleich. Auch an dieser Tatsache vermögen gewisse Abweichungen nichts Entscheidendes zu ändern, die von äußeren Umständen des Zeitenwandels bewirkt werden. Änderungen von quantitativer, niemals von qualitativer Bedeutung. Es giebt Zeiten und Gegenden, wo die Menschen von größerem oder kleinerem Wuchse sind; ihre Bedürfnisse an Speise, Trank, Schlaf, Bedeckung lassen sich hier mit einfacheren Mitteln befriedigen als dort; ihre Organe vermögen unbeschädigt mächtigeren Ereignissen noch zu widerstehen, als sie es zu anderen Zeiten, an anderen Orten können.

Die Organe der Menschen liegen zu allen Zeiten an den selben Stellen des Körpers, ihr Aufbau ändert sich nicht; Hunger, Durst, Schmerz, Trieb- leben wollen zu allen Zeiten gestillt sein; dem Bedürfnis nach Schlaf, nach Anpassung des Wärmehaushaltes muß Rechnung getragen werden. Auch die Aufgabe des Arztes bleibt ihrem Wesen nach unverändert.

Das Arzten ist eine Kunst, weil die ärztliche Bethätigung darin besteht, daß aus vorgefundenen Sachlagen neue geschaffen werden. Das Untersuchen und Beurtheilen von Sachlagen, das vor die Uebung dieser Kunst als erste, wichtigste Forderung gesetzt wird, könnte eine Wissenschaft sein, wenn dieses Wort noch die einfache, umfängliche Bedeutung aus älteren Zeiten hätte. Wenn Wissenschaft noch ein Gedankenspiel wäre; ein Hin- und Herschieben von Bezeichnungen für die ganzen, die großen Erscheinungsweise, wie sie dem Menschen in seiner Umwelt entgegentreten. Wenn die Erfahrung heute noch sich begnügen dürfte, eine bloße grobe Erfahrung, eine reine Empirie zu sein, die *πειρα σφαλσρη* des Hippokrates. Siebt unsere Wissenschaft sich aber nicht oft als Gewißheit?

Wir erleben sehr oft, daß Menschen wieder gesund, also geheilt werden, vor deren Krankenlager Heroen der ärztlichen Wissenschaft erklärten, am Ende ihrer Wissenschaft angelangt zu sein. Wir vermögen zu beobachten, daß selbst

unter Bedingungen, deren besondere Artung das individuelle Leben zum Erlöschen bringen muß, doch immer noch Heilungsvorgänge, Reparationen, sich abspielen. In den bösartigsten Geschwülsten, in tuberkulös oder sonstwie entzündlich entarteten, in mechanisch weithin zerstörten Geweben finden wir immer wieder, daß neues Leben, daß Ersatz für Verlorenes anhebt; daß thatsächlich an umschriebenen Vertlichkeiten Heilungen vor sich gegangen sind, wenn die Hilfsquellen für die Neubeschaffung auch nicht mächtig genug sind, die Fortdauer des Menschenlebens in ausreichender Weise zu unterhalten. Das Ziel der ärztlichen That kann nur ein Behandeln sein. Das Heilen liegt nicht innerhalb ihrer Wirksamkeiten. *Natura sanat, medicus curat.*

Und wenn der Arzt überhaupt nichts heilen kann: Krankheiten kann er nicht einmal behandeln. Denn Krankheiten giebt es in der Wirklichkeit überhaupt nicht; für den Arzt giebt es nur kranke und erkrankte Menschen.

„Krankheit“ ist eine Abstraktion; eine Sprachvorstellung, die nur in der Welt der Gedanken eine Berechtigung hat.

Unsere Denkvorgänge leiten sich meist aus dem Auseinanderhalten der Erscheinungsformen her, das wir Gegensatz nennen. So sprechen wir von Krankheit als Zustand, wenn damit gesagt sein soll, daß das bestimmte Verhalten eines Menschen Abweichungen aufweist von einem anderen bestimmten Zustand, den wir als Gesundheit zu bezeichnen gewohnt sind. Es giebt also nur in diesem Sinn für unser Vorstellungsvermögen eine Krankheit; nämlich als Gegensatz zur Gesundheit. Es giebt aber nicht jene Legion von Krankheiten, die zu behandeln die Aufgabe des Arztes, der auslösende Zweck für die ärztliche That sein könnte. Wir dürfen sagen, daß der als Krankheit bezeichnete Zustand in einer Anzahl von Ereignissen ganz bestimmte, eigengeartete Merkmale an sich trägt; sich durch besondere, nur unter bestimmten Verhältnissen sich wiederholende Anzeichen nach außen hin kundgiebt, durch sie in diesen Fällen auf eine besondere Weise unserem Aufnahmevermögen sich darstellt. Wir müßten, um Das auszudrücken, sagen, daß die kranken Menschen verschiedene Aeußerungen des Krankseins aufweisen. Genau eben so, wie die gesunden, die liebenden, die sich bewegenden, die unglücklichen Menschen uns unter dem Bilde eines verschiedenen Verhaltens begegnen; je nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit und jenach der Besonderheit der auf sie einwirkenden Umstände. Name ist Schall und Rauch; unser Gegenstand ist der (stets einzige) Mensch.

Krankheiten behandeln wollen: Das ist ein Unternehmen, so verrückt und so unmöglich wie etwa die Gründung einer Käsefabrik zur ertragreichen Ausbeutung der Milchstraße. Behaupten, man könne oder wolle einen Namen,

ein Wort, einen halben Liter wellenförmig erschütterter Luft oder fünf Millimeter geschwärtzten Papiers mit Hilfe von Pulvern, Salben, Mixturen, Messern, Umschlägen „behandeln“, beeinflussen, verändern: diesen Irrthum verstehe, wer's will. Denn Das, was stets Krankheit genannt wird, ist nichts weiter als das einen Begriff bezeichnende, ihn beschreibende Wort; ein Hauptwort gewordenes Adjektiv, das die Betrachtung an kranken Menschen zu einem Namen für eine Gegenständlichkeit erhoben hat; für eine Gegenständlichkeit, an deren tatsächliches und leibhaftiges Vorhandensein man einst glaubte, da man von einem *Ens morbi*, einem Krankheitswesen fabelte. Diese allerälteste Vorstellung, der die Wissenschaft selbst heute noch immer nicht ganz sich entziehen will, kommt aus dem Glauben an die Dämonen, die in einen Menschen hineinfahren, um ihn krank zu machen. Wer an ein Wesen der Krankheit glaubt, stammt in gerader Linie von den Frommen ab, die einen kranken Menschen vom Teufel besessen wähnten. Wer Krankheiten heilen will, läßt den Verdacht auf sich, den Teufel austreiben zu wollen. Wer Krankheiten behandeln zu können glaubt, setzt sich dem Verdacht aus, er stelle sich das Entstehen einer Erkrankung vor wie das Eindringen eines Holzsplitters in einen unvorsichtig bewegten Finger. Da ist die Behandlung einfach: man zieht den Splitter heraus.

\*

Ein unerklärbarer oder bis heute doch unerklärter Einfluß geht von der Handfläche aus. Mögen die Exakten mit den Okkultisten um Blutvertheilung, Wärme oder magnetische Emanation als Erklärung streiten; der bewußte Arzt weiß, was für einen Mittler und Helfer er an seiner Hand hat. Schmerzen, Krämpfe kann er einschläfern; wie ein Strom von Zärtlichkeiten fühlt er und sein Kranker es unter der ruhig liegenden Handfläche sich hinbreiten. Handauslagen, nicht als Beschwören; vielmehr in der Absicht, Besitz zu ergreifen und Sicherheiten zu geben. Beschützen: so etwa mag es sein. So wird es von dem Kranken empfunden. Wer giebt die Deutung für solches unleugbar vorhandene Empfinden, da Suggestion nichts ist als ein klangreiches Wort? Weiß Einer zu sagen, weshalb ein erschrecktes Käpchen die ausgereckten Krallen einzieht und schnurrend den Rücken krümmt, wenn eine freundliche Hand darüber hingleitet?

Ob Wärme, ob Strahlung: es ist nicht abzuleugnen. Die Hand gewisser Menschen besitzt eben Gewalt über bestimmte andere Menschen. Diese Uebermacht ist um so wirksamer, je „ärztlicher“ die angeborene Eigenart dieser Menschen ist. Diese Hand kann durch Ausliegen, durch Streichen, durch Zufassen nicht nur Schmerzen lindern, sie kann unbestreitbar nachzuweisende Veränderungen in den oberflächlichen Gewebetheilen hervorrufen; selbst Tiefenwirkungen.

Bleibe diese Beobachtung auf das rein ärztliche Wirkungsgebiet beschränkt, mit Ausschluß aller metaphysischen Phantastereien; da erweist sich, daß es Wirkung der Hand ist, nicht Erfolg des Verfahrens. Sehr oft wird man sich überzeugen, daß unter den Masseuren, mögen sie graduirte Aerzte sein oder nicht, die Einen trotz dem geschicktesten Aufwand einer komplizirten Technik nichts von dem beabsichtigten Zweck erreichen. Andere führen scheinbar systemlos die einfachsten Bewegungen aus; oft harte, gewaltfame Griffe, die dem Kranken die heftigsten Schmerzen verursachen; wenige Augenblicke nachher tritt ein Gefühl des Wohlseins auf und im Laufe von Wochen und Monaten vermag diese Arbeit nicht nur veraltete Schmerzen zum Schwinden zu bringen, sondern große Flüssigkeitsansammlungen, umfängliche Gewebebildungen zu beseitigen.

Aerzte mit ärztlichen Händen fühlen es wie einen Zug an ihrem Arm; einen Drang, an ihrem Kranken physische Arbeit zu leisten. In den fruchtlosen Jahrhunderten, da ein knechtischer Formalismus alles ärztliche Handeln auf die Telepathie magistraler Rezepteschreiberei festlegte, haben immer wieder Einzelne die Hand nach ihrem Kranken ausgereckt, sie für ihn erhoben. Diese Einzelnen kehrten zum Ausgangspunkt zurück. Beschwichtigende, beruhigende Streichungen, Erleichterung schaffende Reibungen, Ermüdung beseitigende Knetungen, Klopfungen wurden bei allen wilden Völkern unter dem inneren Befehl einer Intuition geübt; wurden von den Kulturen an Marktschreier und Badedienere als werthloser Abfall verschenkt. Mit einem Mal ist wieder eine vordringliche, erklärungsüchtige und apragmatische Wissenschaft zur Stelle; sie bemächtigt sich des alten, lange verachteten Hausrathes und verkauft ihn Stück vor Stück an amtlich beglaubigte Handwerkslehrlinge.

Die gute, die zuverlässige ärztliche Hand trifft beim ersten Zufassen schon immer gerade genau die Stelle, an der es am heftigsten schmerzt; trotzdem sagen völlig urtheillose Kinder: Du hast so gute Hände!

... Der weise Arzt wird zunächst verlangen, mit dem Kranken allein zu sein, und selbst die nah Verwandten aus dem Zimmer weisen. Nicht etwa, weil er Heimlichkeiten mit dem Kranken hat. Er will nur, ohne Zuschauer, ohne ablenkende Vorgänge, mit einem Menschen allein bleiben, an dessen Menschlichkeit er seine eigene messen soll. In solchen Augenblicken werden oft die gleichgiltigsten Gespräche geführt, die oberflächlichsten Untersuchungen vorgenommen. Aber: zwei Menschen messen sich an einander. Wie zwei in der Einsamkeit Zusammentreffende einander mustern; oder wie von zwei in den Ring tretenden Kämpfern der eine nach den starken und nach den schwa-

chen Stellen des anderen auspäht. Auch in dem stillen Sprechzimmer bereitet sich vielleicht ein heftiges Ringen vor; und die Pforten des Innersten thun sich auf. Das Ergebniß des Messens und Prüfens kann lauten: Ich will. Aber auch: Ich will und kann nicht; wir passen nicht zu einander. Und aus den ersten Worten schon, mehr noch aus der Art, wie die erste Berührung ertragen wird, merkt der rechte Arzt, ob er den Kranken vor sich hat, dem er zu nützen vermag.

\*

Bedenkt, daß der ärztliche Beruf ein königlicher ist, der Handwerkern und Tagelöhnern streng verschlossen bleiben muß. Kleine Mittelchen können da nicht helfen; keine Standesverfassung, keine Pfluscherverfolgung, kein Strife, keine Vereinigung zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen und keine Zeitungsschreiberei bringt uns vorwärts. Hilfe kann Euch nur von Euch selbst kommen; dadurch, daß Ihr den Muth habt, Euch zu Euch selbst zu bekennen, und daß Ihr Euren Nachwuchs, Eure Erben in der Strenge dieses Bekenntnisses erziehet. Gehet hin, wisset und saget Allen, daß Ihr Künstler seid, nichts als Künstler; daß Ihr nicht Gelehrte sein könnt. Und dann bildet Eure Zünger so aus, daß sie tauglich werden zu diesem Bekennen. Macht Euch frei von den Wissenschaftlern, die Euch bevormunden, als wäret Ihr unreife Knaben. Bittet die Herren Anatomen, Physiologen, Chemiker, Bakteriologen, gefälligst Das zu thun, was ihres Amtes ist: zu forschen und zu arbeiten an der Mehrung und Aenderung des vergänglichen Wissens ihrer Zeit.

Ich habe mich oft schämen müssen. Ich sah einen Kerl ein gutes Stück Arbeit verrichten; gehe hin und will ihm die Hand schütteln. Was sehe ich um mich herum? Höhnische Gesichter und abschreckende Worte. Was Dergeleitet hat, trotz allen Professoren und Koryphäen, sei die Arbeit eines Vaders, eines Barbiergehilfen gewesen. Er hat nicht einmal eine Diagnose gestellt und wußte nachher, nach dem scheinbaren Erfolg, nicht einmal die Indikationen aufzuzählen, nach denen er sein Verfahren eingeleitet hat. Ist im besten Fall ein Empiriker. Sein Verfahren ist unwissenschaftlich.

Sagt dem Volk, daß Ihr Künstler seid; daß zu Euch nur Einer sich als Schüler melden darf, der den Funken in sich trägt. Dann werden die Väter ihren Tungen sagen, daß die Kunst nur einen Mann nährt, dessen Begabung die seiner Nebenmenschen in besonderer Weise überwachsen hat. Sie werden nicht auf das Gerede ihrer eiteln Weiber hören, die ihren Sohn mit dem Gelde seines Vaters in eine gehobene Lebensstellung bringen wollen. Wenn dann ein Junge Arzt werden will, so wird Das in den Bürgerhäusern sein, als wenn einer Maler werden oder unter die Schauspieler gehen will.

Solche aber, denen gelungen ist, die väterliche Sorge zu überzeugen, nehmt erst auf, wenn sie Euren strengsten Forderungen genügen. Im Leben kommt es nicht darauf an, daß Einer Etwas vorwärtsbringt, Karriere macht, also eine gute Futterstelle erwirbt, sondern darauf, daß er Etwas leistet.

Sucht den Nachwuchs sorgsam aus unter den sich Anbietenden. Weist auch Solche fort, die schon einige Zeit an ihr Studium verwandt haben, wenn sie dann sich untauglich erweisen. Das mag grausam scheinen, ist aber nothwendig; und denkt doch, wie viele tüchtige Männer es giebt, die sich in drei, vier und mehr Berufen versucht haben, ehe sie ihren rechten Platz fanden.

Denkt daran, daß die Jungen keine Gelehrten werden sollen, keine Stubenhocker und keine Zersplitterer; seht deßhalb auch auf ihre körperliche Eignung. Keine Engbrüstigen mit breitem Sitzfleisch! Burschen mit starken, leise bewegten Händen sollen sie sein und mit Augen, die von nimmerfatten Fragen strahlen. Laßt Dichter unter ihnen sein, Maler, Musikanten! Kerle, von deren Herzen eine breite, unverbaute Straße in die Natur führt, in die Welt.

Laßt sie ein Jahr vorbereitenden Dienens erleben. Sie sollen in einem großen Krankenhaus die einfachen Hantirungen der Krankenpflege erlernen; den Kranken anfassen, die ekel erscheinenden Verrichtungen üben, die Scheu vor wunden Leibern überwinden, achtundvierzig Stunden ununterbrochen arbeiten, ohne Speise zu sich zu nehmen und ohne zu ruhen. Gewöhnt sie daran, Verantwortungen zu tragen. Verabreicht ihnen das nothwendige Quantum Anatomie, Physiologie, Chemie und Naturlehre. Nicht zuviel davon! Denn denkt daran, mit wie geringen Resten aus Eurem riesigen Examenkoffer Ihr ganz tüchtige ärztliche Arbeit leisten könnt, wenn Ihrs sonst dazu habt.

Wer am Jahreseschluß sein Können bewährt hat, darf in die Ärzteschule, die nichts Anderes als eine Klinik ist. Nur Sehen, Hören und Theilnehmen an der Krankenbehandlung, Ueberzeugen an den Leichenöffnungen. Macht keine Handwerker aus den Jungen, die durch Schablonen aus wissenschaftlichen Systemen immer wieder die selben Formen schneiden; gebt ihnen keinen scholastisch-mnemotechnisch zerhackten Memorirstoff ein! Lehrt sie lesen und urtheilen, den Eindruck von einer menschlichen Physiognomie, einer Körperhaltung, Körperverfassung in sich aufnehmen und verarbeiten. Schärft ihnen den Adlerblick und die Löwenklaue.

Ein Lehrer übernehme und leite eine kleine Schülerzahl; er bleibe mit ihnen den Tag über in stetem Zusammensein, in freundschaftlicher, väterlicher, unmittelbarer Berührung. Aber er muß ein Lehrer sein! Es nützt nichts, wenn er ein scharfsinniger Forscher ist, der dicke Bücher schreibt. Er soll auf-

weisen, keine Kathederkunststücke und keine eleganten Redensarten vorbringen und nur Das lehren, was in den Büchern nicht zu finden ist.

Schickt die Schüler nach zwei Jahren in ein Landkrankenhaus, dann als Gehilfen zu beschäftigten Praktikern. Dadurch werden die Kosten des blutarmen Großstadtstudiums vermindert. Die großen Institute sollen den Forschern und Gelehrten überlassen bleiben, die dort ihre eigenen Schüler leiten mögen. Assistent und wissenschaftlicher Dozent darf aber erst Einer werden, der zehn Jahre ordentlicher Praxis hinter sich hat. Das Selbe gilt für die Schüler, die Chirurgen, Geburtshelfer oder Okulisten werden wollen.

Stöhnt nicht nach Lehr- und Lernfreiheit! Die Universitäten sind ein alter Pops, der die Gelehrten, Philosophen, Philologen, Juristen, kleiden mag. Sind mit allem Formelkram heute ja doch nichts weiter als höhere Mittelschulen mit Stundenplan, Memorirkstoff und Examenbafel. Nichts für Aerzte. Wenn Ihr Eure Jugend aber erzieht, statt sie in eine Vortragsanstalt zu schicken, dann werdet Ihr auch von ihr eine Arbeit verlangen können. Wenige werden hinkommen; dafür wird es auch wenige Aerzte geben. Jeder dieser wenigen Aerzte wird aber eine Berechtigung zum Dasein haben. Er wird der armseligen Praktiken nicht mehr bedürfen, die den Stellenjägern heute nöthig sind. Aber auch jene kleinen, ach, an Ertrag gar so armen Erpressungen werden aufhören, die in jedem krank Scheinenden einen willkommenen Gegenstand begrüßen, die im Hinzögern und Aufbauschen jeder Zufälligkeit eine Pfründe erblicken und den Lohn für unberechtigte und deshalb überflüssige Leistungen.

Ihr werdet nicht zu Benige sein; denn Eure Aufgabe ist nicht, den Leuten Nothwendigkeiten aufzureden, die nicht vorhanden sind. Es ist nicht die Bestimmung ärztlichen Berufenseins, den kleinen Dreck der Menschheit auf eigenen Feldern zusammenzufegen, damit das Brod eines Standes darauf besser gedeihe. Ihr werdet Benige sein und braucht deshalb nicht dem Staat mit Eurem Nothgeschrei in den Ohren zu liegen; was ein unwürdiger Bettel ist. Der Staat: Das ist das Geld seiner Bürger. Und Ihr habt kein Recht, Euch behaglicher einrichten zu wollen mit dem Steuergulden des Bäckers von gegenüber und des Großkaufmannes von nebenan.

Was durch die ewige Menschlichkeit aller Menschen diesem Ideal an Minderung widerfahren wird, muß erduldet werden; Eure Last wird nicht schwerer sein als die Last, die andere Berufe tragen müssen. Wir sind nicht allein zum Vergnügen auf der Welt; nicht, um hienieden zu schwelgen. Drum laßt uns auch Schweres in edler Haltung tragen. Stark müssen wir dazu sein. Das sind wir nur, wenn wir Einzelne und Tüchtige sind. Das können wir nicht sein als eine große, in einen Stand eingepferchte Heerde.

Schloß Schwaneeck bei München.

Ernst Schwening er.

## Der Hohe Schein.

Ein praeistorischer Epilog, aus alten Urkunden gesammelt.

Wenn man im Licht und auf der Höh' so schön und heilig wird, dann sollt' man halt alleweil hinaufsteigen und nie hinunter.“ So sagt das junge Landmädchen, die Mathilde Schneidhofer. Und die alte Sennerin erwidert ihr mürrisch: „Was die Stadtleut' nur davon haben mit ihrer Bergrennerei! Wegen der Aussicht heißt's alleweil. Der Mensch sollt' lieber Einsicht haben. Was hat er denn von der Aussicht? Verlogenes Zeug.“ Aber das junge Mädchen mit seiner linden, weichen Stimme von jugendlichem Klang weiß es besser: „Geh, Pies. Wann Du droben stehst auf einem Berg und schaust hinaus in die liebe, blaue Welt, dann hast Du doch eine Freud' daran.“ Die Sennerin wieder will Das nicht gelten lassen: „Was weit is, lügt Einen an“, sagt sie, „und unser Herrgott is auch weit, aber wirft sehn, ich kriegs noch einmal raus, wie er aussieht in der Näh.“ „Grillenmahm“, lacht das junge Mädchen. Und sie geht fort und legt sich schlafen ins Gras. Zur alten Sennerin aber kommt Herr Wilhelm Horhammer, der über steile Gipfel wandert und Haedels „Welträhjel“ mit sich trägt. Den Titel des Buches bestaunt die Pies. „Aus dem Buch könnt' ich rauslesen, was Alles in der Welt und was hinter Allem steckt?“ So fragt sie, die Sennerin nämlich. Und der fremde Herr giebt ihr zur Antwort: „Nein, gute Frau, in dem Buch steht nur, daß wir nicht wissen, wie Alles ist.“ Dann geht er und sieht Mathilde im Grase liegen. Wie auf einer schönen Frucht der zarte Flaum der Reife, so war auf diesem schlafenden Gesicht ein Hauch von Gesundheit und unberührter Friische. Die blühenden Büsche, die ihre Brust berührten, zitterten leise, so oft sie den Athem holte, und der blaue Morgenschatten war um sie her wie ein feiner Schleier, der ein Käßliches verhüllen und dennoch zeigen möchte. Da nimmt der Fremde den Hut ab: „Kann das Leben so schön sein? So friedlich? So rein?“ Und er geht weiter, den „Hohen Schein“, von dem er herabgestiegen war, im Rücken, den hohen Schein, dem er entgegenwandert, vor sich.

Das sind lose, zufällig aufgefundene Bruchstücke aus einem alten, alten Roman. Der ist gedichtet in grauer Vorzeit von einem Manne, der tief in den Bergen lebte, am Fuß zackiger Felschroffen, mitten im Walde. Ludwig Hofganger nannte sich der Mann; und die Hütte, die er bewohnte, die Einskehr zum fidelem Jäger. Denn dieser blonde Wald- und Naturmensch war, wie die hier abgedruckten Proben beweisen, nicht nur ein großer Dichter, er war auch ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn. Angethan mit einem Bären-

fell um die Lenden, den Köcher auf dem Rücken, den Pfeil in der Hand, durchzog er die Wälder und spähte durch seinen Zwicker eifrig nach dem Edelhirsch, dem Rennthier oder dem Bären. Kam er aber heim von der Wirsch, erschöpft und hungrig, dann setzte er sich hin und dachtete um, was er eben im Walde erlebt hatte. Oder er ließ sich nieder zu fröhlichem Zechen mit seinen Kumpanen und Freunden. Doren besaß er zahllose, wie alle Leute, die dichten und bei einer schöngelegenen Jagd noch eine Regelbahn haben. Sie gingen fortwährend aus und ein, und ob sie sich Rechtsanwält, Hofrätche, Kammerfänger oder Kapellmeister nannten, ob sie Juden, Christen oder Heiden waren, ob sie einander leiden konnten oder nicht: Alle waren darin einig, daß es im ganzen Urwald keinen famoseren Keil gebe als den Ludwig Hofganger. Der Dichter hatte nämlich eine prächtige Art, Allen gerecht zu werden: er war so fabelhaft objektiv. So hegte er, trotzdem er selbst ein ausgesprochener Optimist war, doch auch eine große Achtung vor den Pessimisten. Er sagte zwar, daß er sich in ihre Weltanschauung nicht recht hineindenken könne, immerhin bemühte er sich, sie zu verstehen, vor Allem seinen Hauptkumpan, den Peter Schlemihl, der nördlich der Alpen ein der Regierung schroff opponirendes Blatt leitete, den „Serenissimus“. Dieser Mann mit den wilden, langen Haaren und dem durchbohrenden Blick war ein blutrünstiger Anarchist, der nur mit dem scharf geschliffenen Messer herumließ. In früheren Jahren soll er damit sogar den Ludwig Hofganger gelegentlich bedroht haben und gar nicht so gut auf ihn zu sprechen gewesen sein; aber Das ist lange her, auch sind es unverbürgte Gerüchte und durch die Jagd und durch das Kreißen der Wocher gab sich Das langsam, wandelte sich nach und nach sogar in die zärtlichste Freundschaft. Außerdem war Ludwig Hofganger, wie schon gesagt, fabelhaft objektiv. So liebte er denn seine Freunde nicht minder, als sie ihn liebten. Sah er sie aber Alle froh beim Mahl beisammen, den Peter Schlemihl an der Spitze, merkte er, wie sie immer mehr Meth tranken und mit voller Stimme das Tru-La-La sangen, dann schlich er zufrieden hinaus in den Wald, legte sich unter eine hohe Linde und blinzelte traumverloren, wie es eben die Dichter machen, durch die feine Herbstluft der Brunstzeit nach der Höhe zu den Bergen und weiter, hinauf nach dem Hohen Schein, dem er in seinem Roman ein so begeistertes Lied gesungen hatte.

\*

Warum er Das that? Mit einem Wort läßt sich nicht sagen; man muß da genau unterscheiden zwischen Dem, was der Hohe Schein in Wirklichkeit war, und Dem, was die damaligen Völker darunter verstanden. Der Hohe Schein ist also zunächst eine edel geformte Fels Spitze, die im langgestreckten Thal über allem schlichten, treuherzigen Volk der Bauern und Bäuerinnen steil zum Firmament ragt. Er ist von allen Bergen, die ihn umgeben, der

höchste, ein Abschluß, eine Trugmauer, die immer verschieden leuchtet, bei Sonnenaufgang und Untergang, im Frühling und Herbst, im Winter und Sommer, so schön, so hell, daß die Wälder oft anzusehen sind wie ein weisses Rosenfeld, auf dem Alles grün versunken liegt wie unter purpurnen Blüten. Strahlt er aber so recht wie die brennende Freude, der das junge Leben entgegengeht, dann verwandelt sich langsam die starre Felswand, sie wird etwas Anderes, Größeres, das Steine und Berge versetzt, sie wird zum weithin leuchtenden Licht, das in alle Welt seinen Schimmer schleudert. Der aber ist so rein, so keusch, daß Alles um ihn erlöschen muß, was sonst noch strahlen möchte auf Erden. Weg über alles ungewisse Dämmerlicht, über Nebel und Schatten thront er, ein Hort, ein Sammelpunkt, ein Führer, über allen Zweiflern, Nörglern und Schwarzsehern. Es ist eben die unersiehbare Lebenskraft in den bösen Zeiten der sozialen Unruhen, des französischen Trennungsgesetzes und der allmählichen Auflösung des Dreibundes. Und er rastet und ruht nicht, der Hohe Schein, er ist bald da, bald dort, heute im Süden, morgen im Norden, am Sonntag im Westen, am Dienstag im Osten. Wo er erglänzt, wo er durchdringt, werden grüne Guirlanden gespannt und Ehrenjungfrauen gemustert, Reden werden gehalten, alle Gesichter verziehen sich zum breitesten Grinsen, alle Reichsuerdroffenheit verstummt und es bleibt nur noch ein großer Segen von oben, in welcher Gestalt er immer sich neigt, ein großes, erhebendes Bewußtsein, ein stürmischer Sieg des Optimismus über den Pessimismus.

Der uralte, oft geschilderte Kampf, der nie enden will. Unsere größten deutschen Philosophen haben ihr Herzblut an ihn gegeben. Schopenhauer, Stirner und auch (Fürst Bülow hats wenigstens irgendeinmal gesagt) Friedrich Nietzsche haben in Bänden zu beweisen gesucht, daß diese nach Leibniz beste aller Welten nichts weiter ist als ein graues, ödes Jammerthal. Haben sie Etwas erreicht damit? Man darf diese Frage vom Standpunkt der heutigen offiziellen Weltanschauung getrost verneinen. Was heißt im Grunde alles Wissen? Was ist der Weisheit letzter Schluß? An einer Stelle steht man ja doch vor der Mauer und weiß genau so viel wie zuvor. Ja, man berechnet die Größe der Planeten, man durchleuchtet den Körper mit Strahlen, man weiß, daß die Spermatozoen die Menschen erzeugen. Aber warum Dies ist und wer 'es erstehen ließ: Das soll Einer erklären. Freilich leben wir im Zeitalter der Technik, des Verkehrs und der Wissenschaft, aber wir sehen auch in neuerer Zeit wieder, wie das von Gott gewollte Forschen der Menschen sich immer inniger an die erhabenen Gedanken seiner Schöpfung schließt. Dankbar blicken wir heute zurück, denn die starren Befehle, womit menschliche Unduldsamkeit einst die ja auch vom Staat in gewisser Weise genehmigte freie Forschung zu knablen vermeinte, haben sich gelöst zu einem edleren, harmonischen Bande. Wir erkennen heute im helleren Licht eine doppelte göttliche Offenbarung: in

der Verstandeskraft und im Gemüthsleben des Menschen. In jener wurzelt der Forschungstrieb, in dieser der Glaube. Darum hat heutzutage nicht nur Herr Geheimrath Slaby Recht, sondern auch die prächtige alte Sennerin, die wir im ersten Kapitel des „Hohen Scheines“ bereits kennen gelernt haben, wenn sie in ihrer berben, herzzgewinnenden Art über den populärsten aller Zweifler, über Ernst Haeckel und seine „Welträhmel“ mit befreiender Grobheit die lapidaren Worte spricht: „Wenn er nig weiß, der Lapp, woswegen schreibt er denn da so ein Endstrum Buch? Da bin i grad so gscheid wie Der.“

\*

Alle diese großen Gewisheiten, alle diese Errungenschaften der prae-historischen Zeit, der damaligen Kultur und der staatlich geprüften Wissenschaft wollte nun der Hohe Schein in ein Museum zusammenfassen und dieses Museum in Form eines Prachtbaues persönlich nach Bierheim stiften. Das war eine ansehnliche Niederlassung, ein stattliches Pfahlbauerdorf von fünfhunderttausend Einwohnern, im Süden des Reiches, zu Füßen der Alpen. Wer diesen Namen im Ortslexikon sucht, findet ihn nicht mehr. Vängst hat ihn, wie das Dorf, die Zeit mit dem Meer verschlungen. Nur dunkle Sagen melden noch aus der Urnacht, daß die Bierheimer Menschen waren, die breitspurig über den Bürgersteig tappten, immer nach links ausweichen, den Schupmann Schandi nannten und deshalb für äußerst gemüthlich galten. Auch rühmt man ihre Ehrfurcht vor reichlichem Essen und nicht minder ihre Begeisterung für Bier- und Kaffeehäuser. Ihre Straßen waren, der damaligen Zeit entsprechend, in einem Urzustand von Dreck; ihre Frauen waren dagegen um so sauberer. Und was ein richtiger Bierheimer war, hatte stets eine ausgesprochene Vorliebe für große Geweihsammlungen. Daß sie fortwährend Bilder kauften, wird allerdings bestritten; doch scheint sich zu bestätigen, daß sie Maler und Bildhauer wenigstens nicht des Burgfriedens verwiesen. Handel trieben sie so gut wie gar nicht; den Nationalökonomischen Jahrbüchern zufolge muß aber eine ziemlich rege Fremdenindustrie bestanden haben, die in kräftiger Exploitation des Einzelindividuum's wie der Rassen bestand. Die zahllosen Feste, die Bierheim veranstaltete, kamen dabei in bester Weise zu Hilfe, denn der Umsatz in Ansichtskarten und Laugenbregln stieg um solche Zeit eben so wie der Absatz an Meth und welschen Getränken, die krachten, wenn man die Flaschen aufmachte.

\*

Hoch über all diesem friedlichen Treiben, hoch über Bierheim und hoch über dem umliegenden Lande regirten die Wolken, die lieben, schöngestaltigen Wolken in olympischer Ruhe und Behaglichkeit. Sie lagerten seit Urzeit darüber, und weil sie schon gar so lange da waren und gar nicht mehr weggingen, weil sie friedlich zusammensaßen wie eine große Familie in einem

Haus, nannte man sie unsere Wolken oder das angefamnte Wolkenhaus. Denn die Bierheimer hingen an ihnen und ehrten sie bei jeder Gelegenheit, wo sie sich zeigten. Sie gaben ihnen Namen und hatten ihre Lieblinge darunter, so zum Beispiel eine, die sie ihrer großen, männlichen Erscheinung wegen den Alfonsi nannten. Der nahm nämlich manchmal die Form eines Gespannes an, vor das er zwei, drei und manchmal auch vier Pferde setzte, aber nicht neben, sondern hinter einander. Wenn Das die Bierheimer sahen, freuten sie sich kindisch und schrien aus vollen Kehlen: „Jefas, da Alfonsi kimmt!“ Das ärgerte die anderen Wolken, die keine so gefälligen Formen aufzuweisen hatten, sondern ihr Geld lieber zusammensparten. Als sie nun hörten, daß ihnen der Hohe Schein demnächst seinen Besuch abstatten werde, hatten sie eine unsinnige Freude, weil sie gewiß waren, daß nun wenigstens einmal lauter Hurra geschrien werde als beim Alfonsi. Außerdem liebten sie den Hohen Schein und ließen sich gern von ihm wo hinein leuchten. Denn wenn er kam, durften sie immer auseinandertreten und Platz machen; sie konnten in Wohlgefallen zerfließen, was ihnen natürlich äußerst willkommen war. Darum pumpetten sie jetzt vor lauter Jubel im Himmel droben nur so herum und trafen alle möglichen Vorbereitungen. Sie ließen das Wolkenhaus putzen, bestellten Keller und Küche und gaben dem Bürgermeister den Auftrag, die Bürger gut darauf vorzubereiten. Denn so schrecklich sie sich freuten: bei den Bierheimern waren sie der Sache nicht so ganz sicher. Darum hieß es Vorsicht und Klugheit anwenden.

Dafür war nun der Bürgermeister der richtige Mann. Er galt als gehobener Diplomat, dem der Ministerstuhl winkte, war ganz und gar Scheimer Hofrath, geadelt, mit Orden besät, daß es ihm zum Hals, zu beiden Armen und zur Hofe herausging, konnte also die denkwürdige Sitzung einleiten, über die wir noch das Protokoll besitzen. Dieses giebt, in Runenschrift abgesetzt, einen hochinteressanten Einblick in die damalige Geisteswelt.

Bürgermeister (indem er auf das Podium tritt): Meine lieben Freunde und Mitbürger! Wir haben heuer in unserer lieben Stadt den Faiching gehabt, den Salvator und den Raibock, wir haben das Schützenfest gehabt, den landwirthschaftlichen Viehverjamlungsverein und den Schusterbubeninnungsstengreß. Jetzt ist kaum das Oktoberfest vorbei; da hab' ich mir halt gedacht, 's wär doch ganz fein, wenn wir in diesem vom lieben Gott so reich gesegneten Jahr noch Etwas hätten zum frohen, einträglischen Abschluß.

Bürger Schöps und Trottelberger (Beide Gemeindebedovollmächtigte und unverfälschte Nachkommen der großen Vorfahren, die Richard Wagner aus Bierheim hinausgeworfen haben): Ha, ha, er war it g'schedat, da Bürgamoaschter, ha, ha, ha!

Bürgermeister (durch diese wohlwollende Ansprache sehr ermuthigt): Nun, liebe Bürger, freudwillige Protektoren der Kunst und Wissenschaft, wie wärs mit einem Festzug?

Schöps und Trottelberger: Net übi, net übi.

Bürgermeister (immer lebhafter): Einen Festzug, wo Alles dekoriert wird, von unseren stets hilfsbereiten, lieben, herrlichen Künstlern.

Schöps und Trottelberger (nidend): War ebbas, war ebbas.

Bürgermeister (noch lebhafter): Und im Hintergrund so Etwas wie die Pinakothek oder die Schatz-Galerie.

Schöps und Trottelberger: Kenna ma net, kenna ma net.

Bürgermeister: Nun, so Etwas wie ein neues Museum.

Schöps (sehr verächtlich): Jerech, a Museum!

Trottelberger (womöglich noch verächtlicher): Wei ma so no koans ham!

Bürgermeister: Aber bedenkt doch: umsonst, ganz umsonst.

Schöps (sehr mißtrauisch): Gwiis? Ganz umausunst?

Trottelberger: N|jo, nehma ma's!

Schöps: Nehma ma's!

Bürgermeister (in Ekstase): Ihr nehmt es? Ihr wißt es nicht von Euch? Oh, der Opferinn der Bierheimer Bevölkerung hat sich wieder einmal aufs Herrlichste bewährt! So darf ich Euch denn danken im Namen Dessen, der es gewagt hat, Euch dieses Geschenk anzubieten, so darf ich denn danken im Namen der Vorsehung, die Euch werth gezeigt hat Eure erhabenen Ahnen, und so darf ich denn bitten: Nehmt ihn gütig auf, wenn er hierherkommt! Denn — Bürger, sagt Euch! — es thut mir ja leid, Euch Das sagen zu müssen, es schmerzt mich, Eure tiefpatriotischen Gefühle zu verletzen, aber es geht nicht anders: Bürger, er kommt persönl . . .

Hier bricht das Protokoll plötzlich ab. Unzerstörbare deutsche Reichstinte ist über alle Runen gegossen und man kann nur noch die Worte entziffern: Reservatrecht . . . selbstherrliche Staat . . . „Seremissimus“ stets eahm scho . . . wart nur!

\*

Um nun Allem gerecht zu werden, was damals in Bierheim geschah, um Alles zu verstehen, Gegensätze, Weltanschauungen, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, muß man die geistigen Kulturströmungen verfolgen, die dort zu jener Zeit sichtbar waren. Da waren zunächst die „Neusten Runenschriften“. Eine Zeitung, die aus Holzpapier hergestellt wurde, zahllose Abonnenten hatte und im Volk so populär war, daß man sie kurzweg nur noch „d' Neisten“ nannte. Mit Recht. Denn sie galten immer als gut informiert, erschienen täglich zweimal, morgens und abends, und fuhrten beständig mit grünen Automobilen herum. Für den Hohen Schein hatten sie sehr viel übrig, weshalb sie einen fortwährenden, erbitterten Kampf führten gegen die sogenannten Druiden. Das waren schwarz gekleidete, glatt rasirte Herren, die jeden Sonntag die Menge in den Tempel trieben, wenn sie nicht schon von selber hineinging. Denn die Bierheimer liebten diese Druiden und ließen sich gern von ihnen die Anekdote vom luth'rischen Zipfel erzählen und auch die Geschichte von den Reservatrechten. Die bedeutet, ins Bierheimische übersetzt, so viel wie blaue Uniform, eigene Briefmarken und Raupenhelm. Eventuell auch gekränkte Leberwurst oder im umgekehrten Sinn Breiß, was so viel heißt wie

Preuß oder Preuße, also etwas Verhaftes, Widerwärtiges ausdrückt und deshalb möglichst hell ausgesprochen werden muß. Auch kann dabei auf den Boden gespuckt werden. So meinten sie wenigstens, die Druiden. Und wenn sie davon sprachen, warnten sie auch immer vor den „Neusten Runenschriften“, die ein gottloses Blatt seien und mit den Preußen im Bunde ständen. Aber die Bierheimer hielten „d' Neisten“ weiter, ja, sie lasen sogar den „Serenissimus“, der den Druiden öfters die Zunge streckte. Als Entschuldigung führten sie dann immer an, daß er die Preußen noch besser verulle als der selige Doktor Sigl, was dann die Druiden wieder zur Absolution bewog. Während aber Beide hofften, Druiden und Bierheimer, der „Serenissimus“ werde auch diesmal ein Nachwort sprechen, während die „Neusten Runenschriften“ jeden Tag einen Leitartikel brachten, der zu kräftigem Hurra aufforderte, während das Rathhaus noch zitterte vom wichtigen Protest der Schöps und der Trottelberger, zog plötzlich der Hohe Schein gegen alles Erwarten im vollsten Glanz durch Bierheims ungepflasterte Straßen.

Das mag im ersten Augenblick etwas verblüffend klingen; doch findet es seine Erklärung in dem Umstand, daß es in Bierheim außer den genannten Strömungen noch eine gab, die mächtiger war als alle zusammen: die sogenannte Loabitoagg'sellschaft. Dies Wort, echt bierheimischen Ursprunges, soll mit Hilfe der modernsten Entzifferungsmaschinen eine kurze Erklärung finden. Es setzt sich zusammen aus Laib, Laibchen oder Loabl, was so viel heißt wie Weckchen, Brötchen, Knußperchen, ferner aus Teig oder Toag, aus Gesellschaft oder Sippshaft und will sagen, daß Alles, was zu dieser Clique gehört, fest zusammengeknetet ist, wie der Teig der Laibchen bei der Jannung der Bäcker und Müller. Man braucht gerade nicht vom ausübenden Gewerbe zu sein, um dieser Bereinigung anzugehören, vielmehr können Erzgießer, Bildhauer, Maler, Architekten aufgenommen werden; selbst Beamte, Bierbrauer und Handschuhmacher werden geduldet. Nur dürfen die zuletzt Genannten nie wagen, jemals im Hohen Rath mitzureden und gegen die eigentlichen Leiter zu sprechen. Das ist die erste Bedingung der festgekneteten Gesellschaft. Ihr Programm ist die Kunst, ihr Zweck gegenseitige Protektion. Wer nicht zu ihr gehört, wer in der großen Vektern- und Basenschaft der Bäcker und Müller nicht wenigstens einen Bekannten hat, bekommt in Bierheim nie einen Auftrag. Die bleiben Alle in der Gesellschaft und werden dem Turnus nach vergeben; wem halt gerade trifft. Ist ein besonderer Auftrag zu vergeben, eine ganz große Sache, bei der auch was Großes herauschaut, dann macht die Loabitoagg'sellschaft besondere Anstrengungen. Sie fragt nicht lange nach Schöps und Trottelberger, sie kümmert sich nicht viel um die Druiden, deren Tempel sie sonst mit andächtigen Sinnen besucht, sondern sie läßt einfach die Straßen dekoriren, patriotische Lieder singen, die Schäffler tanzen, die Glocken der

katholischen Kirchen läuten und „3'wegn der Parität“ auch die der protestantischen. Ist aber der Auftrag ganz sicher, so todsicher, daß er schon gar nicht mehr auskommen kann, dann lassen sie eine Konkurrenz ausschreiben. „Aus Roi“, wie sie unter sich sagen. Das heißt: aus Kohl, aus Scherz, aus Ulf. Par plaisanterie, sagen die immer galanten Franzosen.

\*

Als die Kunde vom unerwarteten Einzug des Hohen Scheins in das stille Waldthal drang, wo Ludwig Hofganger jagte, da sprach er in seiner schlichten, gewinnenden Art zu Peter Schlemihl, der gerade wieder einmal bei ihm zu Besuch war: „Da müßtest sogar Du zum Optimisten werden!“ Aber er besann sich bald wieder, weil er, wie gesagt, auch eine große Achtung vor dem Pessimismus hatte und überhaupt fabelhaft objektiv war. Doch plötzlich dämmerte ihm auf, daß vielleicht doch der eine oder andere Philister sein intimes Verhältnis zu solchen Gegensätzen nicht völlig begreifen könne. Darum beschloß er, den Hohen Schein den Menschen menschlich ein Bißchen näher zu bringen. Er nahm seine Keule, zog sein feinstes Sonntagnachmittagsausgeßell an und wanderte mit festem Entschluß gegen Bierheim. Dort ging er durch die Straßen, schaute sich an, was Künstler gemacht hatten, die mehr auf gute Behandlung als auf hohe Bezahlung sehen, und dann ging er ohne Zaudern zum Hohen Schein. Der hatte sich in Bierheim eigentlich etwas ganz Anderes erwartet und war über den großartigen Empfang so perplex, daß er diesmal gar nichts redete. Nur das Eine hatte er allmählich herausgebracht, daß er das münchener Rathhaus das schönste von Deutschland finde. Freilich: als er den Ludwig Hofganger vor sich sah, da fand er sich wieder und begrüßte ihn so herzlich, daß nun der Dichter wieder gar keine Worte fand. Der hatte sich nämlich vorgenommen, dem Hohen Schein zu gestehen, daß er unterwegs auf verbrannte menschliche Gebeine gestoßen sei. Auch hatte er die feste Absicht gehabt, um etwas Gedankenfreiheit zu bitten, unter ausdrücklicher Betonung, daß er nicht Fürstendiener sein könne. Leider aber redete der Hohe Schein jetzt wieder; er redete fünf Viertelstunden und sagte in dieser ganz privaten Besprechung, bei der höchstens zwanzig Herren zugegen waren, daß er durch den glänzenden Empfang wesentlich jener Weltanschauung näher gerückt sei, die Ludwig Hofganger in einem seiner Romane so herrlich in folgende Worte sagte: „Nichttraue nie Jemandem, laß Dir niemals das Gegentheil beweisen und schweige im Walde.“ Diesen Ausspruch hat er eigens in Holz brennen lassen und erlaubte dem Dichter, davon der Öffentlichkeit gegenüber beliebigen Gebrauch zu machen.

\*

Welch tiefen, sympathischen Eindruck ihr berühmter Landsmann vom Hohen Scheine wieder gewonnen hatte, lasen Schöps und Trottelberger, die

wackeren Bürger und Gemeindebevollmächtigten, im frisch ausgegebenen Abendblatte der „Neusten Runenschriften.“ Da waren sie erst sehr bewegt und heulten vor Stolz und vor Freude. Dann aber sagten sie wie aus einem Munde breit und bedächtigt, als ob sie jedes Wort auf die Waagschale legten: „Ja, da Hofganga, unsa Hofganga!“ Sie hatten nämlich drei Tage tüchtig mitgefeiert, waren von einer Begeisterung in die andere, von einem Wirthshaus ins andere und von einem Kaufsch in den anderen gefallen. Anfangs thaten sie freilich ein Bißchen überrascht. Befannen sie sich recht, dann hatten sie doch gegen jede Ausgabe protestirt und sich nur zur Annahme des Museums unter Umständen bereit erklärt. Jetzt mußten sie auf einmal entdecken, daß man überall hohe Galgen errichtete, daß man die Häuser schmückte und jene schwarzweißrothen Tücher zum Fenster herausschlangte, die sie immer die Reichszipfel nannten. Auch das Militär machte fortwährend Parademarsch; und das schlimmste Zeichen, das es in Bierheim geben kann: man reinigte die Straßen. Das begriffen sie nicht, aber sie merkten als feine Beobachter sofort, daß da Etwas vorgehe. Und weil sie überall dabei waren, was was zu gaffen gab, standen sie mit auf den Straßen herum, vom Rathhaus weg bis zu dem Platz, wo die Romaden von Norden her in die Stadt zogen. Da sahen sie plötzlich wie ein Meteor den Hohen Schein kommen; und weil die Anderen Hurra schrien, brüllten sie noch einmal so stark. Denn sie zahlten prompt ihre Steuern und konnten schreien, so viel sie wollten. Mitten in der schönsten Brüllerrei aber gewahrten sie hinter dem Hohen Schein und allen Wolken den Alfonso; und da sagten sie zu einander: „Wascht was, jekt schrei ma grad extra recht damisch!“ Und sie schrien, daß ihnen Augen und Zunge herausgingen. Freilich, als nun Alles vorüber war, der Hohe Schein verflohen, die Kehlen heißer, die Taschen leer und der Kopf voll, da faßten sie sich an die Nase. Lange sahen sie einander schweigend an; plötzlich aber schimpften sie in einem Athem auf den Bürgermeister, auf die „Neusten Runenschriften“, auf die Loabitoagg'jellschaft und am Kräftigsten auf den Ludwig Hofganger. „Der mit seine Objektivität bal uns net geht“, sagten sie. Dann schüttelten sie drohend die Fäuste. Denn sie freuten sich im Stillen schon, wie ihn der „Serenissimus“ derbleckn werde, den G'schaftlhuber, den g'spreizten. Jede neue Nummer des bösen Blattes verschlangen sie gierig, die Wochen, die Monate, die Jahre nach einander. Aber sie warteten vergeblich. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann warten sie noch heute.

München.

Joseph Ruederer.



## Geisterbeschwörungen.

### I. Schlesiſche Manöver, Oktober 1906.

**M**onumente und Paraden,  
Glatt bekannte Steine, Waden.  
Die wie an der Strippe gehn;  
Worte, allerhöchſt entſchieden,  
Spitze Redepyramiden, —  
Diel zu hören und zu ſehn.

Friderikus Reg . . . Beſchworen  
Wird der Geiſt vor vielen Ohren,  
Der da ſchwieg in Sansſouci.  
Ach, wir haben viel Beſchwörer  
Und es mangeln nicht die Hörer,  
Doch es fehlt uns das Genie.

### II. Hohenlohiſche Memoiren, Oktober 1906.

Pſt! Ein Zwerg ſteigt aus dem Grabe.  
Seht! Er greift zum Zauberſtabe.  
Hörcht! Er murmelt wunderlich.  
Und aus eines Buches Blättern,  
Aus den kleinen ſchwarzen Lettern  
Hebt ein Rieſenſchatten ſich.

Wundervoll! Wie wächſt der Rieſe!  
Und es werden Der und Dieſe  
Neben ihm zum Potpourri.  
Aber ach! Was hilft der Schatten?  
Gram und Wehe uns: Wir hatten  
Und — entliehen das Genie.

Paſſing.

Otto Julius Bierbaum.



## Idealismus in der Kunſt.

**A**lle Kunſt wird geboren aus dem lebendigen Schoß der Phantaſie. Alle Kunſt wird gezeugt von der Kraſt des künstlerischen Idealismus. Nur aus der von innerer Nothwendigkeit gewollten Vereinigung Beider erwächſt Das, was auf den Namen Kunſt im höchſten Sinn Anſpruch machen kann. Phantaſie allein thut nicht. Ein phantaſievoller cyniſcher gehört nie zu den Großen im Lande der Kunſt. Und was vom Kunſtſchaffen gilt, gilt vom Kunſtvermitteln und vom Kunſtgenießen. Ohne die beiden Grundkräfte allen künstlerischen Befens iſt keine künstlerische Wiedergabe, kein rechtes Erfassen von Kunſtwerken möglich. Phantaſie iſt wohl das wichtigere, auch das ſeltenere der beiden Elemente. Ob aber nicht der künstlerische Idealismus gerade heutzutage unterſchätzt wird, ob es nicht gut iſt, einmal an all Das zu

erinnern, was er für die künstlerische Kultur eines Volkes zu leisten vermag? Sehen wir einmal zu, wie es in unseren Tagen um ihn steht.

Was ist Idealismus? Fänden wir nicht statt des schon im Gebiet philosophischer Untersuchungen so vieldeutigen Wortes einen deutschen Ausdruck, der den Begriff klar bezeichnete? Ich zweifle; gerade weil der Ausdruck viel sagen soll. Idealismus in der Kunst ist Freiheit von allen persönlichen, allen irdischen, allen geschäftlichen Erleben, Glaube an die Reinheit, die Heiligkeit der Kunst, unbedingte, willenslose Hingebung, selbstloser Dienst (Kultus), Fähigkeit, das Geistige, das Metaphysische, das Reinenmenschliche im Kunstwerk zu empfinden, Kraft, zu kämpfen und zu opfern. All Das und alles damit im innersten Wesen Verwandte ist Idealismus in der Kunst.

Finden wir ihn bei den Schöpfern, den Vermittlern, den Kunstfreunden der Gegenwart? Günstig ist ihm die Richtung unserer ganzen menschlichen Kultur jetzt nicht. Aber seiner Natur entspricht es ja auch, daß er gerade da nicht lebt, wo am Lautesten von Kultur geredet, wo das Leben besonders rasch und rauschend gelebt wird. Er ist ein Feind des Marktes und seiner Weiber und Männer. Wer rein bleiben will, wühlt sich nicht durchs Gedränge, wer Großes fühlen will, stellt sich nicht an die Ecke der Friedrich- und Leipzigerstraße.

Suchen wir künstlerischen Idealismus bei den Musikfreunden, so dürfen wir nicht zu den Großstadtmenschen gehen, die jährlich ihre fünfzig bis hundert Konzerte „mitmachen“, auch nicht zu denen, die zur Bierde ihres Diners den Herrn X. nebst Frau für tausend Mark einladen und sich fast maecenatisch dabei fühlen. Das sind ja auch nur wenige im Vergleich zu den vielen Menschen, die wirklich aus innerem Bedürfnis zur Kunst kommen. Die Kraft des künstlerischen Idealismus dieser Stillen im Lande ist vielleicht die beste Stütze für die Hoffnung, daß die äußerlich heruntergekommene musikalische Kultur bald ihren Tiefstand erreicht haben wird.

Freilich ist zu bedenken, daß diese Kunst ihrem ganzen Wesen nach in der Hauptsache latent bleiben muß. Der idealistisch veranlagte Musikfreund ist kein Kämpfer. Er leistet höchstens passiven Widerstand. Er lehnt ab, was ihn an der neuen Geschäftskunst anwidert. Er ist in seinem selbstgeschaffenen Paradies so glücklich, daß er den Kampf um die Kunst den Fachleuten überläßt. Das ist für die Sache der Kunst sicher ein Nachtheil. Denn die andere Partei unter den Musikfreunden, die nicht aus Idealismus, sondern bald aus Mode, bald aus persönlichen Gründen, bald aus Lust an Sensation, bald aus Mangel an ernster Arbeit sich mit Kunst beschäftigt, zählt zu den Ihrigen meist die größten Schreier, große Wort-, manchmal auch Federhelden, die auf den Märkten und in den Gassen ihr lautes Wesen treiben und so den Anschein erwecken, als seien sie die Herren der Situation. So weit ist's zum Glück noch nicht. Aber damit es nicht dahin kommt, wäre den wirklichen Freunden der Kunst vielleicht doch etwas mehr Aktivität zu wünschen. Schließlich haben sie doch zu verlieren; und wenn's nur der Raum und die Ruhe zu ernster Kunstpflege wäre. Es ist nie schön, in verpesteter Luft zu leben.

Zunächst ist die Hauptsache: „Halte, was Du hast, daß Niemand Deine Krone nehme“. So lange unsere Idealisten wissen, daß ihre stille Musikpflege mehr werth ist als das Geschäftsmusizieren in der Öffentlichkeit, so lange sie sich nicht durch Schwindelangebote zum Tausch und zum Verzicht auf ihre wirklichen, werthvollen Güter bereben lassen, ist Vieles gerettet. Alles häusliche Musizieren, das

nicht zum Remonstren vor Gästen, sondern zur eigenen Erbauung getrieben wird, alle Pflege künstlerisch ernstem Chorgesanges ist solch ein Gut. Und haben wir denn nicht noch viele Tausende von Menschen, denen solche Kunstpflege eine wirkliche Quelle tiefer, innerlichster Freude ist? Haben wir nicht noch sehr viele Idealisten, die, um sich solchen Kunstgenuß zu gönnen, schwere Opfer an Zeit und Arbeit bringen? Und haben diese Dilettanten (nennen wir sie ruhig so, trotz dem Beigeschmack, den das Wort hat) nicht noch viel Größeres geleistet? Auch Ludwig von Bayern war Dilettant in diesem Sinn des Wortes; und die ganze Bewegung für Wagners Kunst wäre unmöglich gewesen ohne den künstlerischen Idealismus der nicht zur Kunst Gehörigen. Um dieser Idealisten willen, nicht wegen der Musiker, muß Bayreuth als Das erhalten bleiben, was es ist. Um dieser Idealisten willen arbeitet jeder Künstler, der überhaupt so heißen darf. Diese Idealisten sind, die die künstlerischen Leistungen großer Chorvereine möglich machen, die Kammermusik lebendig erhalten, die Pflege alter Kunst fördern, die gänzliche Vergeschäftlichung unserer öffentlichen Musikpflege hindern. Die stille Begeisterung dieser Naturen hat nichts gemein mit dem Loben der Menge, die die Saisongötzen, seien sie Komponisten oder Ausübende, in den Konzerthäusern umjohlt. Die Kunst ist ihnen noch eine Kraft, selig zu machen Alle, die daran glauben. Nicht sinnlicher Genuß nur, sondern Quelle geistiger Kraft. Wie Menschen mit echt religiöser Veranlagung reden sie nicht gern von ihrem Glück, höchstens im Zwiegespräch mit verwandten Naturen, und hüten ihr Gold vor den Blicken der Neugier. So findet man sie selten. Oft gehören sie in ihrer Stadt gar nicht zu den regelmäßigen Konzertaufsern, zu denen, die für musikalisch gelten; aber vorhanden sind sie fast überall, und gerathen sie einmal an Einen, der sie versteht, so ist, als ob ein Künstler nach der alten Mode zu reden anfinge, der noch glücklich war, zu schaffen und in Ruhez zu leben. Manchmal verbindet solche Menschen Freundschaft mit ausübenden Musikern, die auf dem Markt als billige, fünfte bis zehnte Garnitur, gelten. Denn auch unter Fachmusikern werden die Idealisten immer seltener, je höher man hinaufkommt. Die großen Schreiber und Reklamehelden haben auf diese allmobihe Künstlerreigenschaft schon fast völlig verzichtet. Die größte Zahl tüchtiger Künstlernaturen alten Schlages findet man in den guten deutschen Orchestern. Selbst in kleinen Verhältnissen giebt es da eine Menge musikalischer Charakterköpfe, die nicht nur außerordentliche Bildungsfähigkeit und künstlerischen Geschmack, sondern auch jenen göttlichen Idealismus besitzen, an dessen Ausübung bewußt und unbewußt jetzt von so verschiedenen Seiten gearbeitet wird.

Wären diese Orchestermusiker nicht Künstler, so könnten sie längst bis in die größten Hofkapellen hinein Sozialdemokraten geworden sein. Denn mit ihrem Gehalt können sie nicht viel Glück und Lebensfreudigkeit eekufen. Was sie aber heraushebt aus der Zahl der Stundenarbeiter, ist eben ihr Künstlerbewußtsein, ihr Idealismus. Da sitzen Männer, die lieber zwölfhundert Mark jährlich verdienen und ihre Weige in der Hand behalten wollen als für viertausend Mark in einem Kontor arbeiten, die freudig Stunden lange Proben mitmachen, wenn sie jählen, es gilt ernster Arbeit für ein großes Kunstwerk, und noch zu Haus arbeiten, um diesem Kunstwerk recht dienen zu können. Ich nenne es Idealismus, wenn ein Klarinettist sich einen halben Tag hinsetzt, um seine Blätter auszubraden und auszuwählen, damit ihm alle Töne gehorchen und jedes *sucorzando* glückt; ich

nenne es Idealismus, wenn die Geiger ihre Stimmen zu Hause studiren, womöglich Wochen vor der Aufführung einer schwierigen Novität schon um diese Stimmen bitten; ich nenne es Idealismus, wenn ein Orchester seinen Stolz darcin setzt, in einer Trißan-Aufführung den feinsten Nuancenvorschriften zu gehorchen und mit größter Anspannung aller Kräfte im Dienst eines großen Kunstschöpfers zu arbeiten. Bezahlt wird dieser Idealismus nicht, ist auch nicht zu bezahlen. Aber anerkannt soll er werden und vom Standpunkte der Künstlermoral richtig gewerthet soll er auch bleiben.

Und ein Beispiel sollen sich unsere Lantienjammler, die Komponisten, daran nehmen, zu deren Groschen- und Thalerrechnungen neuer Mode dieser echte, alte Künstlergeist in seltsamem Widerspruch steht. Zeigt mir doch mal Euren Idealismus, Ihr Musikfabrikanten, die Ihr genau den Konsum Eurer Waare berechnet und von den Leuten, die Eure Musik erst lebendig machen, die sich Das, was sie für Euch thun, nicht bezahlen lassen, auch noch Geld nehmt! Wärs nicht besser, hier, wo wirklich Noth ist, zu helfen; nicht besser, die Summen, die die Orchesterleiter an Euch bezahlen, kämen Denen zu Gute, die für Euch arbeiten? So sieht das Meiste doch Leuten zu, die sich bequem schon Wissen bauen und Automobile halten könnten. Denn auch bei Euch haben die Idealisten die leersten Taschen, die jungen Menschen, die noch Musik machen, wies ihnen die Phantasie heißt, die keine gangbare Marktwaare liefern, nicht dem Geschmack der Menge fröhnen, noch gänzlich ohne Namen sind und von Eurem Sammelhystem nicht eine Spur von Nutzen für sich und ihre Kunst haben, so wenig wie Mozart, Schubert, Brudner, Wolf davon gehabt haben würden. Nehmt Euch ein Beispiel an dem Orchestermusikern und ihrem Idealismus. Tausende giebt es in Deutschland, bei denen von einer auch nur einigermaßen anständigen Bezahlung nicht die Rede sein kann und die doch mit freudigem Sinn für die Kunst arbeiten.

Ihnen wäre gewiß nicht zu verdenken, wenn sie angesichts des Geistes, den die Komponisten für die „geheilliche Entwicklung der Kunst“ am Nützlichsten erachteten, auch einmal für eine Weile auf das Vorrecht des Idealismus verzichteten. Die deutschen Konzertgesellschaften sind zu bequem und, sagen wirs ruhig, zu freigewesen, um den Komponisten zu zeigen, wohin ihre Geschäftsverträge gehören. Warum sollten die Orchestermusiker nicht probiren? Was wären denn unsere deutschen Großkomponisten, wenn die Herren Orchestermusiker bei dem Studium von Novitäten nicht mit idealistischer Gutmüthigkeit, sondern, nach dem Beispiel der Komponisten, wie Handelsleute und Lohnarbeiter mit dem Rechenzettel für Ueberstunden anrückten, wenn sich die Dirigenten, die Novitäten herausbringen, ihre oft Monate dauernde Arbeit und all langen die Kämpfe vor der Aufführung in Bar bezahlen ließen?

Seht Euch mal die Leiter kleiner Chorvereine und Kirchenschöre an. Wenn man zeigen will, was es heißt, um der Kunst willen arbeiten, muß man unsere großen Herren schon einmal in solche kleine Arbeitstuben führen, die noch Etwas vom Charakter bacher Zeit haben. Seht Euch einmal an, wie so ein kleiner Organist und Kantor für die paar hundert Mark, die er jährlich bekommt, arbeitet, wie er auf seine Kosten Noten selber ausschreibt, weil ihn sein Kirchenvorstand für „so was“ mit fünfzig Mark jährlich für genügend versehen erachtet, wie er sich Sänger zusammensucht, Extraproben hält, die ihm kein Mensch bezahlt, künstlerische Programme entwirft, vielleicht noch erklärende Notizen zufügt, sich

Wochen lang müht, nicht, um einen Erfolg zu erringen, sondern weil er eine Künstlerfreude haben will. Gut ab vor solchen kleinen Leuten, Ihr Großen, denen es nicht drauf ankommt, für ein paar Tausendmarkstücke auch mal Etwas zu thun, wozu das Künstlergewissen Psst! sagen müßte!

Auch beim Theater giebt's Idealisten. Von den Leuten, die sich der Bühne zuwenden, geht doch immerhin ein Viertel aus Sehnsucht nach künstlerischer Arbeit hin. Wer das Theater kennt, weiß, daß Viele Geld und Ruhm, Viele die Aussicht auf leichteren Zugang zur Lebenswelt in Civil und Uniform lodt; weiß aber auch, wie viel Idealismus dort in wenigen Jahren verkümmert, weil ihn die Theater nicht dulden. Das liegt an der Zeitung. Wir haben keine Staatstheater. Die Hoftheater können vom Glück sagen, wenn das Geld, das ihnen aus Tradition oder aus künstlerischem Sinn die Fürsten zur Verfügung stellen, durch die Hände einer Verwaltung geht, die Verständnis für künstlerische Ziele hat. Die Stadtverwaltungen begnügen sich auch damit, Häuser zu bauen, in denen dann ein Direktor Geschäfte macht. Das ist nicht besser, sondern eher schlimmer geworden, seit die Dichter ihre hohen Lantienen beziehen. Die Direktoren, die sich nicht aufs Verdienen verstehen, sind sehr schnell zu zählen. Die Theaterdirektoren rekrutiren sich oft aus dem Stande kluger, vermögender Schauspieler, die wissen, wies gemacht wird. Das müssen sie heutzutage auch viel besser wissen als früher. Denn wie an der Börse verloren ist, wer keinen Kurszettel lesen kann, so als Theaterdirektor, wer nicht weiß, wie gerade die Aktien der bekanntesten Dichtersfirmen stehen. Der Direktor muß ein Stück kaufen; ist von einem „Großen“, manchmal gleich für eine garantierte Zahl von Aufführungen, auch wenns bei ihm durchfällt, und mit mindestens zehn Prozent von der Bruttoeinnahme. Er hat seinen großen Wagenet, seinen theuren Hund, dessen Anschaffung sich verzinsen soll, will doch auch standesgemäß leben: und soll „Idealist“ sein? Sind denn die „Dichter“ sämmtlich Idealisten? Sie werfen jedes Jahr ein neues Stück auf den Markt. Aus Idealismus? Meint Ihr? Sind keine Geschäftsmänner? Haben ihre Willen durch Kunstleistungen verdient?

Wenn man bedenkt, auf welche Gagen die Leute angewiesen sind, die dem Dichter die zehn Prozent verdienen, wenn man bedenkt, wie viele von den Theatermiseren zu beseitigen wären, sobald die Theaterlantieme etwas kleiner würde! Wenn jetzt die Direktoren ihren Chormitgliedern während der Sommerpause die zum Unterhalt nöthige Gage zahlen sollen, wenn den weiblichen Mitgliedern Kostüme geliefert und die Gagen so erhöht werden sollen, daß der Nebenwerb durch den Verkehr mit Lebemännern nicht mehr durch äußere Nothlage, sondern durch persönliche Entschließung veranlaßt ist, dann stehen sehr viele Theater vor Forderungen, die sie beim besten Willen nicht erfüllen können. Ruß der Direktor von seiner Tageseinnahme, noch ehe er seine Spesen abrechnet, zehn Prozent an den Dichter abliefern, so summt sich dieser Tribut auf die Dauer zu bedenklicher Höhe.

Muß denn jedes „Zugstück“ sechzig- bis hunderttausend Mark einbringen? Die Bühnenleiter sollten sich zusammenthun und erklären: Wir zahlen nicht mehr als vier Prozent Lantieme. Das ist anständig bezahlt. Die Herren Modedichter können dann eben zwei Jahre später dazu, ihre Willen und Heime und Pferde und Automobile und Frauen in der „Woche“ abgebildet zu sehen. Dann hätten anständig geleitete Theater die Möglichkeit, so und so viele Tausende, die jetzt den Großkapitalisten unter den Dichtern zufallen, für die Besserung wirklichen Noth-

standes, der an fast allen Bühnen herrscht, aufzuwenden. Und die Direktoren würden es thun, wenn nicht zu viele geldgierige Konkurrenz unter ihnen wäre. Einer vermag nichts; kommt gegen die Dichter und deren Makler (Agenten) nicht auf. Hier wäre eine Aufgabe für Staats- und Stadtverwaltungen. Nehmt in die Pachtverträge aller Bühnen auf, daß den Leitern verboten wird, Stücke zu geben, für die mehr als vier Prozent Tantieme gezahlt werden müssen. Schon jetzt werden so viele Stücke eingereicht, daß der gewissenhafte Dramaturg sie nicht bewältigen kann. Woher diese Ueberproduktion? Warum versucht Jeder heute mit einem Drama? Nicht, weil künstlerischer Zwang zum Schaffen trieb, sondern, weil die Sucht, ein Geschäft zu machen, lockt. Wars anders, als nach Mascagnis erstem Erfolg die einactigen Opern wie Pilze aus der Erde schossen?

Von diesem viel zu wenig beachteten Mißstand in unserem Theaterbetrieb mußte ich sprechen, um zu erklären, weshalb an diesen Instituten dem Idealismus die Arbeit so außerordentlich schwer gemacht wird, weshalb sie so tief mit Geizhastigkeit durchsetzt sind. Man verstehe nicht, wie abtumpfend gerade dieses „Abrechnen“ mit Kunstschöpfern wirkt, wie tief die Verachtung alles Künstlerthumes wird, wenn man täglich sieht, daß die Anbahnung jedes Verkehrs mit der Festsetzung der Prozente beginnt. Freilich nur bei Denen, die schon im Glanz wohnen. Wer länger beim Theater war, weiß, wie viele junge Leute gern den letzten Groschen ausgeben, um das gesammte Material einer Oper herstellen zu lassen und dem Theater mit Verzicht auf Tantieme zur Aufführung zu liefern, weiß, daß mancher Direktor sich noch einen Theil der Ausstattungskosten bezahlen läßt, wenn ein unberühmter, aber vermögender Komponist aufgeführt sein will. Und trotzdem leben in diesen Häusern noch Menschen, die verrückt genug sind, nur ihre Kunst zu lieben, nur an ihre Kunst zu denken. Einer der schönsten menschlichen Genüsse ist, zu sehen, wie so zwischen diesem Gethier und Gewürm ein Menschenkind herumläuft, dem das Alles nichts anhaben kann und das, ohne rechtes Bewußtsein von sich und seinen Fähigkeiten, zwischen all diesen Krämerseelen sich künstlerisch auslebt.

Ich erwarte, wie bei den Dichtern, bei den Theatern die Steigerung des Idealismus nicht von oben, sondern von unten her. Je mehr sich den Bühnen geistig hochstehende Elemente zuwenden, je mehr dem Schauspieler und Sänger das Bewußtsein von der Würde ihrer Künstleraufgabe, von dem tiefen Unterschied kommt, der den Künstler vom Handwerker und Händler trennt, desto mehr werden sich diese idealistischen Elemente durchsetzen. Freilich ist eins der größten Hemmnisse dieser Entwiklung die Presse. Sie versteht fast nirgends, an Kunstleistungen einen anderen Maßstab anzulegen als an Tagesereignisse, beurtheilt Alles vom nüchternen Standpunkt des Realen. Was kostet? Ist berühmt? Wirkt? Daß das Wesentliche aller künstlerischen Thätigkeit die Kraft des Idealismus ist, der über das Reale hinausgeht, der sich weigert, Grundsätze, die beim Handel mit Dingen sehr anständig sind, auf künstlerische Dinge zu übertragen; dafür fehlt der Presse fast völlig das Verständnis. Und wo das fehlt, fehlt natürlich auch die Förderung. Man beobachte nur einmal aufmerksam in den Berichten selbst großer Tageszeitungen, wie selten von diesem Wesentlichsten die Rede ist, wie wenig gethan wird, um dem Leser das Gefühl dafür zu stärken, was eine um des Kunstwerkes willen gethane Leistung von der unterscheidet, die ohne Rücksicht auf dessen Förderungen lediglich dem Erfolg nachjagt. Noch deutlicher zeigt sich diese Unfähig-

zeit der Kritik ja bei der Beurtheilung des Schaffens der Musiker unserer Zeit. Sie haftet am Außerlichen, betet den Erfolg an und wagt in den allererlebenswürdigsten Fällen den Widerspruch gegen die Mode. Auf den Grund der Sache gehen, einmal feststellen, was einer Komposition überhaupt das Recht verleiht, nicht als technische Leistung, sondern als Kunstwerk beurtheilt zu werden: Das wäre das Wichtigste.

Wie so viele Theaterstücke, sind auch viele der jetzt entstehenden Musikwerke nicht Geburten der Phantasie, Erzeugnisse freien künstlerischen Schaffens, sondern zur rechten Zeit mit dem rechten Verständniß für den Modegeschmack produzierte Waare. Wer fähig ist, so mit Kunst umzugehen, hat es mit sich abzumachen; ihren klingenden Erfolg soll man den Leuten nicht mißgönnen. Wir verlangen nur, daß man sie richtig klassirt, sie tüchtige Köpfe und Arbeiter, geschickte Durchschnittsmenschen nennt, aber nicht neben Die stellt, die wirklich schufen und Künstlergeist hatten. . . Ich habe länger, als mir lieb war, über Lantienheim geredet. Nicht Jeder, der sie sich ausbedingt, ist dafür geboren. Mancher vergäße lieber die Welt und ließe die ganz unmodische Musik erklingen, die in ihm ist. Heutzutage unterzeichnen Künstler, die ihre Schöpfung „verwerthen“ wollen (oder müssen?) oft Verträge, die nach der Ansicht der Juristen, als gegen die guten Sitten verstoßend, unverbindlich und nichtig sind. Auch Das gehört mit zum Gesamtbild unserer Zustände.

Kann man sich Beethoven, Mozart, Schubert, Bizet, Brahms, Bruckner, sie, denen Schaffen das eigentliche Leben war, vorstellen, wie sie über der Aufführungstabelle sitzen und die Prozentzahlung kontrolliren? Und auch heute noch lebt echte Freude an der Kunst in diesen Komponisten. Warum bekennen sie sich nicht zu ihr? Warum erhoffen sie von einem Wirtschaftsunternehmen, das seiner ganzen Anlage nach nur den schon Begüterten noch mehr Einnahmen bringen kann, materielle Vorteile? Warum helfen sie nicht der deutschen Kunst, die unter den ausübenden Musikern und Kunstfreunden noch so viele vom Schläge der unflugen, sorglosen, göttlichen Idealistennaturen hat, diesen guten alten Geist erhalten? Ist's Feigheit? Oder sind wir noch nicht weit genug heruntergekommen? Muß auch unsere Kunst erst ein 1806 erleben, ehe der alte Geist unter denen wieder rege wird, die Führer des Volkes sein sollten? Ich denke, die Zeit zu dem Befreiungskrieg von den Fesseln nüchternen Geschäftspolitik ist da; auch an Kämpfern und an Begeisterung fehlt's nicht. Eins nur fehlt: die Führung. Die Großen sind tot. Vielleicht geht's aber mal auf schweizer Art, daß sich die Kleinen zusammenthun und siegen.

Idealismus in der Kunst muß wieder Etwas werden, wovon man, wie von der Mutterliebe, gar nicht erst zu reden braucht. Idealismus ist kein Verdienst, kein Ruhm, sondern die natürliche Grundlage alles künstlerischen Wirkens. Zu das Band, das alle schaffenden und ausübenden Künstler unter einander und mit den Kunstfreunden verbindet. Ist die Basis, auf der sich der Wagnerianer mit dem Brahmsgläubigen, der Freund Bruckners mit dem Verehrer Wotfs, der Händel-Enthusiast mit dem Bach-Schwärmer verständigt. Nur Eins schließt jede Verständigung aus: Mangel an Idealismus, Unreinheit, Entwürdigung der Kunst. Haben wir den Glauben an Das verloren, in dem Beethoven am Tiefsten lebte, den Glauben an das Ueberweltliche der Kunst, dann ist der Tragoedie letzter Theil zu Ende. Noch sind wir nicht so weit. Aber in einer Periode, da der künstlerische Idealismus in der Werthschätzung gesunken ist, leben wir.

Kloßsche.

Hofkapellmeister Dr. Georg Göhler.



## Diplomatie. \*)

„Señor Rodriguez“, sprach der Duque de las Escalas y Espincedas, „wie man die Sache immer wenden mag, ist heute der dreißigste April 1917. Betrachten Sie das letzte Intimat unseres Ministeriums und Sie werden bemerken, daß es gerade Jahr und Tag alt ist.“

„Gewiß, Excellenz! Recht auffällig.“

„Mehr als Das, Señor Rodriguez: ein Wenig sonderbar. Ich will nicht erst darauf hinweisen, daß ich (und daher auch das Personal der Botschaft) seit Jahr und Tag keine Peseta an Gehalt bezogen haben. Das ist leider in dem Stande der königlichen Finanzen nur zu begründet. Ich will auch nicht behaupten, daß zwischen unserem Vaterland und Seiner Majestät dem Mikado irgend welche Angelegenheiten schweben, die Instruktionen aus Madrid nöthig machen. Im Gegentheil (und ich reklamire das Verdienst daran für mich): die Beziehungen der beiden Staaten sind so freundlich wie nur je, seit ich die Auszeichnung genieße, Seine Majestät unseren erhabenen König am Hofe von Tokio vertreten zu dürfen.“

„Nun, Excellenz?“

„. . . Ich habe heute meinen guten Tag, Rodriguez, und will wie ein Vater zu Ihnen sprechen. Junger Mann, nicht nur das Schweigen des madrilensischen, nein, noch mehr das des japanischen Hofes benutzigt mich ein Wenig.“

„Wie wäre es, Excellenz, wenn wir in einer vorsichtig abgefaßten Note fragten . . .?“

„Fragen, Señor Rodriguez? Sind Sie von Sinnen? Ein Diplomat fragt nicht. Er ahnt und mittert. Und mein Gefühl sagt mir: Etwas ist hier nicht in Ordnung.“

„In der That, Excellenz, auch ich glaube, eine Art Abkühlung zu bemerken. Mir ist manchmal, wenn ich Gesellschaften aufsuche, als habe man eben von mir gesprochen, . . . als . . .“

„Señor Rodriguez (ich wage nicht daran zu denken) Sie haben sich doch nicht am Ende hinreihen lassen, die gebotene Reserve aufzugeben? Und auch nur im Geringssten zu verrathen, daß Ihnen das Benehmen der Gesellschaft auffalle?“

„A mis soledades voy — de mis soledades vengo.“

„Das will ich hoffen. Schweigen ist die Tradition unserer Diplomatie.“

„Ich schmeichle mir, darin ein eifriger Schüler Eurer Excellenz zu sein. Die europäischen Attaches machen sich seit einiger Zeit unsichtbar. Jo me rio. Ich zeige durch kein Wimperzucken Erstaunen oder Indignation darüber.“

„Recht so, Señor Rodriguez! Ihre Beobachtungen stimmen übrigens mit meinen überein. Es bereiten sich Veränderungen vor.“

„Und woraus belieben Eure Excellenz Das zu schließen?“

„Woraus? Señor Rodriguez, als im Jahr 1481 ein Escala y Espinceda Ihre Majestät die katholische Königin vor der Entdeckung Amerikas warnte, hatte er auch keine greifbaren Gründe anzugeben: und wie schrecklich hat nach des All-

\*) Aus dem Buch „Eines Fels Kinnbade (Schwänke und Schnurten, Satiren und Gleichnisse)“, das bei Albert Langen in München erscheint.

mächtigen Willen die jüngste Vergangenheit die Befürchtungen meines Ahnen verwirklicht! Aus kleinen Anzeichen, die ein Anderer kaum der Beachtung werth findet, aus winzigen Schatten von Thatfachen, die noch keine sind, auf Grund einer gewissen Sehergabe kombinire ich, daß hier oder dort ein Wolkenföckchen aufsteigen und den politischen Horizont mit einem leichten Hauch trüben könnte.“

„Oh!“

Kaltes Blut, Herr Sekretär! Ich denke dabei durchaus noch nicht an eine Spannung. Tout est pour le mieux. Aber . . .“

„Eure Excellenz geruhen also, Ihr Hauptaugenmerk auf das Ausbleiben einer Verletzung zu Seiner Majestät dem Mikado zu richten?“

„Sennor Rodriguez, empfangen Sie aus dem Munde eines Estaca y Epronceda die Lehre, daß es nur eine Art verlässlichen Kalküls giebt; die aus den allerfeinsten Prämissen. Das Stillschweigen des kaiserlichen Hofes ist aber zu fühlbar. Es kann einen Diplomaten nicht täuschen. Es ist, glauben Sie mir, ein Vorhang, um ganz andere, unendlich fernere Möglichkeiten zu verhleiern. Welche? Das sollen wir von Juan erfahren.“

„Von Ihrem Portier, Excellenz?“

„Jawohl, junger Freund! Aber auf meine Weise.“

. . . „Nun, Juan, was ist's? Du rauchst Dich seit einigen Tagen nicht?“

„Rein, Buesencia, unterthänig zu melden.“

„So. . . Na, und glaubst Du, daß Dir der Bart zu Gesicht stehen wird?“

„Das gerade nicht, Buesencia. Aber es ist jetzt Mode so in Tokio, mit Respekt.“

„Mode. hm. . . Bei den Botschaftsportiers?“

„Mit Verlaub: bei den Portiers überhaupt, Buesencia.“

„Und seit wann?“

„Nun, Buesencia, seit die Russen im Land sind.“

„Die Russen, sagst Du, im Land. Inwiefern, Juan?“

„Buesencia, unterthänig zu melden, insofern, als sie doch eben heute vor einem Jahr in Tokio eingezogen sind und Seine Majestät den Mikado verjagt haben. Wenn sich Buesencia an eine mächtige Schießerei zu erinnern geruhen, die damals stattfand. . . ? Das war das Bombardement.“

„Was sagst Du, Mensch?? Eilen Sie, eilen Sie, Sennor Rodriguez, um des Himmels willen, schiffren Sie an unser Ministerium. . .“

„Buesencia, der Heiligen Jungfrau von Burgos seits geklagt: Das wird nicht nöthig sein. Denn an dem selben Tag, heute vor einem Jahr, ist unser glorreiches Vaterland von seinen ausländischen Glückwigern gesündet und an den Meistbietenden versteigert worden. S. W. Brooke & Son Limited herrschen in Kastilien, Gebrüder Gutmann in Leon, in Navarra Morgan und auf dem Montjuich der Katalanen weht die Fahne von Umschel Rothschild.“

„Ay de mi Alhama, Juan! . . . Und all Das sagst Du mir erst jetzt?“

„Buesencia haben mir streng verboten, über Politik zu sprechen.“

„Pardiez! Eine kleine Andeutung hättest Du immerhin riskiren können.“

München.

Roda Roda.



## Schatzanweisungen.

Seit die Reichsfinanzverwaltung 80 Millionen Mark vierprozentiger Schatzanweisungen nach Amerika vergeben und dafür recht unfreundliche Kritiken geerntet hat, bewirkt das Räthen der Nothwendigkeit, den erforderlichen Kredit durch Ausgabe festverzinslicher Schatzscheine zu decken, stets einen gelinden Schwaden. Das Reich hat im April 1906 eine fundierte,  $3\frac{1}{2}$  prozentige Anleihe von 260 Millionen Mark aufgenommen; aber von dieser Emission sind große Beträge noch nicht untergebracht, weil selbst die höhere Verzinsung die deutschen Staatspapiere nicht beliebt gemacht hat. Das ist schlimm; denn die Zeit rückt heran, wo der deutsche Schatzsekretär nach neuen Mitteln Umschau halten muß. Alljährlich muß er; und je theurer das Geld, je stärker die Sehnsucht des Publikums nach hohem Zins wird, desto lästiger wird seiner Excellenz die Bürde des freudlosen Amtes. Die Industrie verschlingt, wie ein gefäßiger Oger, alles verfügbare Kapital. Für deutsche Renten bleibt da nicht viel übrig. Also sucht man sich heute schon mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir 1907 nicht eine neue Reichsanleihe, aber die Begebung  $3\frac{1}{2}$  prozentiger Schatzanweisungen mit vierjährigen Fälligkeitsterminen erleben werden. Vielleicht, denkt man, erholt sich der deutsche Rentenmarkt in der Ruhezeit, die dem unzulänglich organisirten Gebiet wohl zu gönnen ist. An dem zu erwartenden Surrogat hat aber Niemand Freude. Je angesehenere die finanzielle Stellung eines Staates ist, desto geringer muß seine schwebende Schuld sein. Schwebend nennt man Schulden, die für kurze Zeit kontrahirt worden sind, um dem Staat aus einer vorübergehenden Verlegenheit zu helfen, fundirt solche, die, zur Deckung eines außerordentlichen Finanzbedarfes, dem Staat Kapital auf längere Zeit oder überhaupt ohne Rückzahlungsverpflichtung schaffen. Im ersten Fall giebt man Schatzanweisungen mit kurzer Frist, im zweiten unkündbare Anleihen aus. Wer sich zur Ausgabe von Schatzanweisungen entschließt, kann ein Loch zumstopfen, reiht aber ein anderes auf. Und häufen sich die kurzfristigen Anleihen, so weiß man schließlich kaum noch, welche Schulden gedeckt sind, welche noch schweben. Die Finanzgeschichte der Länder mit chronischem Defizit lehrt die Folgen solchen Handelns erkennen. Staaten von üblem Ruf und geringem Kredit sind gezwungen, kurzfristige Darlehen aufzunehmen, weil ihnen Niemand auf längere Zeit Geld borgt; auf dieses Argument können wir uns nicht berufen. Schwebende Schulden dürfen nie zu einer dauernden Institution werden; jede fundierte Anleihe ist vorzuziehen, selbst wenn sie höher verzinst werden muß.

Die für die Ausgabe von Schatzanweisungen (oder Schatzwechseln) bei uns bestehenden Vorschriften lassen denn auch keinen Zweifel darüber, daß nur an die Deckung eines vorübergehenden Geldbedarfes gedacht ist. Die Schatzanweisungen sind entweder verzinslich und dann mit halbjährlich abzutrennenden Coupons versehen oder sie sind unverzinslich und dienen dann zur „vorübergehenden Verstärkung des ordentlichen Betriebsfonds der Reichshauptkasse“. Die unverzinslichen Schatzscheine, deren Umlaufzeit die Frist von sechs Monaten nicht überschreiten darf, können vom Reich, ähnlich wie Wechsel, an der Börse freihändig diskontirt werden; doch pflegt die Reichsbank die Schatzanweisungen selbst zu übernehmen. In den Wochenausweisen der Bank figuriren sie dann als „Effektenbestand“ und dienen oft dazu, den Privatdiskont in ein richtiges Verhältnis zum Reichsbankdiskont zu bringen. In solchen Fällen spricht man bei uns von Nebidkontirungen, die die Reichsbank an

der Börse vorgenommen hat. Sie bietet selbst Schatzwechsel zum Diskont an und bewirkt dadurch die Erhöhung des Privatwechselfußes. Der Reichskanzler hat zu bestimmen, in welchen Beträgen und zu welchem Prozentsatz verzinsliche Anleihen auszugeben sind. Das Deutsche Reich hat sich im Jahr 1900 zum ersten Mal auf diesem neuen Weg zu helfen versucht. Die Noth war groß, der Zinsfuß hoch und eine Anleihe nicht unterzubringen. Damals ging, mit der Diskontogesellschaft als Vermittlerin, nach Amerika. Die 80 Millionen wurden bald eingelöst; zur Deckung der einen schwebenden Schuld mußte aber eine andere kontrahirt werden. Von den 80 Millionen wurden nur 20 bar eingelöst und für die übrigen 60 Millionen neue Schatzanweisungen, diesmal nur  $3\frac{1}{2}$  procentige, ausgegeben, die im Inland untergebracht werden konnten. Der normale und wünschenswerthe Zustand wäre erreicht worden, wenn das Reich die fälligen Schatzscheine mit dem Ertrag einer Anleihe eingelöst hätte. Im Oktober 1904 wurden noch 100 Millionen  $3\frac{1}{2}$  procentiges, bis zum ersten Oktober 1906 unländbarer Schatzanweisungen emittirt; wir haben also einen Gesamtbetrag von 180 Millionen Mark verzinslicher Reichsschatzscheine. Neben einer fundirten Anleiheschuld von 3,64 Milliarden erscheint diese Summe unbedeutend. Aus dem Nothbehelf darf aber nicht eine Gewohnheit werden. Ob die verzinslichen Schatzanweisungen dem Anlagepublikum höheren Vortheil bringen als die deutschen Renten, ist zweifelhaft. Die einzelnen Stücke der Schatzanweisungen sind meist ziemlich groß, eignen sich also nicht für den kleinen Kapitalisten. Der Mindestbetrag ist 1000, der Höchstbetrag 50 000 Mark. Da wird also auf die Kauflust der Banken gerechnet, zunächst der Reichsbank, die aber mit unverzinslichen Schatzscheinen schon allzu sehr belastet ist. Die Verzinsung ist freilich günstiger als die der fundirten Anleihen. Die  $3\frac{1}{2}$  procentige Reichsanleihe vom April 1906 wurde zu 100 oder 100,10 aufgelegt; die  $3\frac{1}{2}$  procentigen Schatzanweisungen von 1904, die am ersten Oktober 1908 fällig sind, wurden zu 99,50 begeben. Hier ist also ein Unterschied von  $\frac{1}{2}$  Prozent im Einführungskurs und die Parieilösung nach vier Jahren (vom Tage der Ausgabe an) zu Gunsten der Schatzscheine zu buchen. Die Kosten sind bei Schatzanweisungen für das Reich natürlich größer als bei gewöhnlichen Anleihen; dafür ist der Erfolg einer Emission von Schatzscheinen auch sicherer.

Trotzdem Preußens Finanzen viel besser sind als die des Reiches, wurde im Oktober 1904 an der Berliner Börse die Zulassung von 248 Millionen Schatzanweisungen gefordert. Der Antrag gab der Zulassungstelle Gelegenheit, dem preussischen Finanzminister zu opponiren. Herr von Rheinbaben, hieß es, solle sagen, für welchen Betrag er die Zulassung zum Börsenhandel verlange; dann erst könne die Zulassungstelle entscheiden. Diese ablehnende Haltung wurde diesmal sogar von der höheren Instanz, der Handelskammer, gebilligt. Wie viel zunächst an die Börse gebracht werden solle, erfahren die Herren freilich nicht; der Minister nannte nur den voraussehbaren Gesamtbetrag und verschaffte sich damit Absolution für die Fälle, in denen der Bedarf ihn zwingen würde, sich an die Börse zu wenden. Daß unsere schwebenden Schulden geringer sind als die anderer Länder, zeugt für die Gesundheit unserer Finanzwirtschaft. Besonders schwer ist die Last in Frankreich; die umlaufenden Schatzscheine betragen dort immer ungefähr eine Milliarde. England hat Exchequer Bills, Schatzanweisungen mit zwölfwöchentlicher Umlaufzeit, Treasury Bills, die unseren unverzinslichen Schatzwechseln entsprechen, und Exchequer Bonds, Schatzanweisungen mit mehrjähriger Einlösungfrist. Die schwebende Schuld

hält sich da in erträglichen Grenzen; die „Unfounded Debt“ (unfundierte Schuld), die im englischen Budget zu finden ist, umfaßt eine ganze Reihe von Schuldposten, die mit der schwebenden Schuld nichts zu thun haben. Rußland hat während des Krieges große Beträge von Schapanweisungen ausgegeben. Zuletzt 800 Millionen Francs fünfprozentiger Schapbons, die im Mai 1909 fällig sind. Um die letzte in Deutschland aufgenommene russische Anleihe, die 4½ prozentige von 1905, schmackhafter zu machen, wurden die Papiere zugleich als Schapscheine und als fundierte Anleihe angeboten. Das heißt: die russische Regierung erklärte sich bereit, die Stülke auf Verlangen am ersten Juli 1911 oder am ersten Juli 1914 zum Nennwert einzulösen; wünscht der Inhaber von Rententitres die Einlösung nicht, so verwandelt sich die Anleihe ohne Weiteres in eine unbefristete fundierte Staatsschuld. Zu empfehlen ist dieser Ausweg nicht; er schadet dem Ruf Dessen, der ihn wählt. Wer weiß aber, ob nicht auch unsere Finanzverwaltung, wenn sich ihr nicht andere Wege öffnen, sich eines Tages zu einer ähnlichen Kombination bequemen muß?

Die Transaktionen des Reichsschatzamtes lassen leider oft den weiten Blick vermissen, ohne den der Finanzstrategie nicht mit Erfolg operieren kann. Mit Recht wird ihm, zum Beispiel, vorgeworfen, daß es mit den Schapanweisungen in einer Weise wirtschaftete, die der Reichsbank schädlich sei. Die Schapscheine können an der Börse diskontiert werden; sie werden gewöhnlich aber direkt bei der Reichsbank begeben, die damit, oft in sehr löthiger Weise, ihr Portefeuille füllen muß. Die Beträge, die das Centralnoteninstitut besitzt, schwanken von Woche zu Woche, werden aber im Jahr 1906 einen Durchschnitt von 115 Millionen erreichen. Das ist sehr viel; das Reich ist nur ermächtigt, Schapanweisungen im Betrag von 375 Millionen Mark auszugeben. Und die Reichsbank hat nicht die Aufgabe, einen dauernden Geldbedarf des Reichsschatzamtes zu decken, sondern darf von ihm nur in den Fällen in Anspruch genommen werden, wo sich um vorübergehende Geldbedürfnisse handelt. Bei einem im Voraus festgelegten Kredit von 375 Millionen kann aber kaum noch von einem vorübergehenden Bedarf die Rede sein. Der Einwand, daß eine Anleihe dem offenen Geldmarkt größere Mittel entziehen würde, als sie ihm, indirekt, durch die Belastung der Reichsbank genommen werden, ist leicht zu widerlegen. Wenn der Reichsschatzsekretär auf die Situation mehr Rücksicht nähme, hätte er mit seinen Anleihen mehr Erfolg und brauchte nicht schmale Notausgänge zu suchen. Die Schwankungen, denen die Effektenbestände der Reichsbank ausgesetzt sind, bewirken, daß diese Anlagen gerade dann sehr drückend werden, wenn der Status der Bank ohnehin schon schwierig ist. Dann muß der Diskont erhöht werden und die ganze Wirtschaft leidet unter dieser Maßregel. Billiger ist ja, die Schapanweisungen an die Reichsbank zu begeben, aus deren Gewinn obendrein drei Viertel in die Reichskasse fließen. Das Diskontieren der Schapscheine bringt dem Reich also Geld. Statt aber nach solchem fiskalischen Profit zu streben, müßte ein kluger Leiter des Reichsschatzamtes alle Mittel anwenden, die einen guten Geschäftsgang sichern und fördern können.

Die kurzfristigen Kredite wären ganz nur zu beseitigen, wenn sich ein „eiserner“ Kassenbestand, ein Staatschatz, schaffen ließe, dem die zur Deckung der laufenden Ausgaben notwendigen Summen entnommen werden könnten. Der Juliuschurm in Spandau birgt 120 Millionen Mark in gemünztem Gold und hätte, dem Schatzamt schon oft aus der Klemme zu helfen vermocht, wenn dieses Gold nicht ausschließlich für den Kriegsfall aufbewahrt würde. Einen anderen Staatschatz besitzt

das Deutsche Reich nicht; kann ihn auch nicht besitzen. Die moderne Wirtschaft braucht rollendes Geld. Thöricht wäre es, große Summen zinslos dem Verkehr zu entziehen, nur damit das Reich stets die Ausgaben decken könne, für die seine laufenden Einnahmen nicht ausreichen. Solche Thesaurirungspolitik altmodischen Stils würde die Entwicklung hemmen. An eine Friedensschatzhäufung ist also nicht zu denken und die Schatzanweisungen werden fürs Erste unentbehrlich bleiben. Nur soll man diesen Weg nicht zu oft beschreiten und, wenn man ihn nicht vermeiden kann, dafür sorgen, daß die Papiere in der richtigen Weise an den Mann gebracht werden.

Ladon.



## Frisko-Versicherungen.

**D**ie paar Zeilen, die neulich hier über die Haltung der deutschen Assuranzgesellschaften veröffentlicht wurden, haben lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Amerikanischen Zeitungen, deutsch und englisch geschriebenen, auch Privatbriefen war zu entnehmen, nur die deutschen Versicherungsgesellschaften weigerten sich, den in San Francisco durch Feuersbrunst entstandenen Schaden den Policeninhabern zu ersetzen; weigerten sich, unter Berufung auf die Erdbebenklausel ihrer Verträge, auch wenn der Schaden zweifellos nicht direkt durch das Erdbeben, sondern durch das Feuer entstanden war. Und die Weigerung mache dräben um so böseres Blut, als die Geschädigten zum größten Theil Deutsche seien, die in wenigen Stunden den Ertrag vieljähriger Arbeit verloren haben und nun von der Heimath im Stich gelassen werden. Im deutschen Interesse sei es nöthig, diese Geschäftspraxis nicht ungerügt zu lassen; wem nicht ihue, verwerfe das Recht, den Yankee's je wieder strupelloses Handeln vorzuwerfen. Wegen diese Darstellung wehren sich die deutschen Versicherungsgesellschaften. Der Inhaber der Firma Justus Thorning in Hamburg schreibt: „Nicht nur deutsche, sondern auch viele englische und sogar amerikanische Gesellschaften haben sich auf die Erdbebenklausel berufen und Ansprüche auf Schadensersatz abgelehnt. Eine mir befreundete hamburger Firma, die ihre in San Francisco befindlichen Lager bei einer amerikanischen Gesellschaft versichert hatte, bekam vor Kurzem von dräben einen Brief, der ihr, nach einem Verlust von 100 Prozent, einen Ersatz von nur 25 Prozent anbot; wenn sie sich damit nicht begnüge, werde überhaupt nichts gezahlt werden. Die Behauptung, nur die deutschen Gesellschaften entzögen sich der Ersatzleistungspflicht, ist eine dreiste Yankeeelüge. Das amerikanische Feuerversicherungsgeschäft hat die deutschen Gesellschaften bisher stets Geld gekostet. Wenn alle von San Francisco aus gestellten Forderungen bewilligt werden müßten, wären die Folgen für unsere geschäftliche Lage sehr schlimm. Onkel Sam macht sich bequem; er verlangt, nach seinen Worten, nicht nach seinen Thaten beurtheilt zu werden. Ist er selbst denn so feinfühlig? Fälle wie der, den ich Ihnen von der hamburger Firma erzählte, sind durchaus nicht selten. Auch solche, wo bei Mais- und Weizen-Lieferungen die bedenklichsten Uebelstände zu verzeichnen waren, alle Bemühungen, die Mißethäter zu rechtlicher Verantwortlichkeit zu ziehen, aber vergeblich blieben. Die Herren thäten also wirklich gut, wenn sie zunächst einmal

vor der eigenen Thür kehrten.“ Eine ausführlichere Replik (für ihre Angaben müssen die Briefschreiber einstehen) kam, mit der Unterschrift W. Wunf, aus Altona. Hier ist sie:

„Gestatten Sie mir, als einem erfahrenen Versicherungs-Nachmann, daß ich zu der Frage der Feuers-Schäden in Ihrer geschätzten Zeitschrift das Wort ergreife. Nicht nur einige deutsche, sondern auch mehrere englische Gesellschaften, die direkt oder indirekt durch ein Erdbeben entstandene Schäden von der Versicherung ausgeschlossen hatten, haben ihre Entschädigungspflicht bestritten. Denn das Erdbeben-Risiko mit zu übernehmen, ein Risiko, das gar nicht abzuschätzen ist, mit in Deckung zu nehmen, ist ihnen niemals in den Sinn gekommen. Da nun ein Theil ihrer Rückversicherer (50 bis 60 Prozent des Risikos sind rückversichert) sich hartnäckig weigert, Zahlung zu leisten, und die Gesellschaften auch von diesen, unter Hinweis auf die Verträge, im Stich gelassen werden, so blieb und bleibt ihnen, mit Rücksicht auf ihre Aktionäre und ihre Existenz, nichts Anderes übrig, als die Zahlung zu verweigern und jedenfalls ihre rechtlichen und sachlichen Bedenken zu betonen. Ein kluger Kaufmann geräth sich nicht selbst das Grab und verzichtet lieber auf die Fortführung der Geschäfte jenseits vom Ozean, als daß er Pflichten erfüllt, die bei einer solchen Katastrophe dem Staat zufallen, nicht aber einer in ihren Mitteln doch immerhin beschränkten Gesellschaft. Wer die Affekanztechnik beherrscht, weiß, daß die statistischen Grundlagen für die Bemessung der Prämie gegen Feuergefahr feststehen, daß aber für das Erdbeben-Risiko jede Berechnung fehlt. Das amerikanische Feuerversicherungs-geschäft ist seit Jahren schlecht, sehr schlecht verlaufen; ein Ausgleich mit früheren Jahren liegt nicht vor. Zu behaglicher Fälle sind einzelne Direktoren nur durch das deutsche Geschäft gelangt. Uebrigens sind die deutschen Gesellschaften durch die Katastrophe arg in Mitleidenschaft gezogen. Von den drei großen deutschen Gesellschaften, die ihre Zahlungspflicht im Prinzip anerkannt und prompt regulirt haben, werden voraussichtlich zwei, die ‚Wachen-Münchener‘ in Wachen und die ‚Preussische National‘ in Stettin, die schwere Krisis mit Hilfe ihrer bedeutenden Reserven überwinden; auch sie aber gehen nicht ungeschwächt aus der Katastrophe hervor. Die dritte deutsche Gesellschaft dieser Kategorie, die ‚Hamburg-Bremer‘ in Hamburg, hat bereits 50 Prozent Nachschuß von ihren Aktionären eingefordert, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Zwar sind Verhandlungen im Gange, um ihr Grundkapital wieder aufzufüllen, doch erscheint es fraglich, ob diese Bestrebungen von Erfolg begleitet sein werden, zumal ein gutes Theil der noch vorhandenen Baarmittel als Kaution in den Vereinigten Staaten festgelegt ist und vorläufig nicht freigegeben wird. Diese drei deutschen Gesellschaften hatten eingesehen, daß die in Betracht kommende Erdbebenklausel der Standard-Police of New York sie nicht zu schützen vermag, und bereitwillig gezahlt; was hier hervorgehoben sei. Die zuletzt genannte Gesellschaft ist aber so sehr in Mitleidenschaft gezogen, daß ihre mit ihr eng liierte Tochteranstalt, die Hamburg-Bremer Allgemeine Rückversicherung-Gesellschaft, sich genöthigt sah, in Liquidation zu treten; ihre deutschen Aktionäre haben schwere Geldopfer für San Francisco zu bringen, denn der größte Theil ihres Aktienkapitals ist unwiederbringlich verloren. Anders operirte die Transatlantische Feuerversicherung-Aktiengesellschaft in Hamburg, trotzdem sie die selbe Erdbebenklausel hatte. Sie verweigerte hartnäckig die Zahlung und verhandelt jetzt mit den Versicherten, um eventuell einen Vergleich herbeizuführen. Ihre Betheiligung ist so erheblich (sie beträgt für eigene Rechnung fast sechs Millionen Mark) und ihre beiden Tochteranstalten sind auch so stark engagirt, daß ihr die Weiterführung der Geschäfte in der bisherigen Form nicht mehr möglich ist und sie ein Opfer der Katastrophe wird. Sie beruft ihre Aktionäre auf den siebenzehnten De-

zember zu einer Außerordentlichen Generalversammlung behufs Entgegennahme eines Berichts über die San Francisco-Katastrophe und Genehmigung eines mit der Versicherungs-Gesellschaft 'Albionia' geschlossenen Vertrages zum Zweck der Uebertragung der Organisation. Das bedeutet das Ende dieser einst so mächtigen Gesellschaft am Altenwall in Hamburg. Zwei andere deutsche Gesellschaften, die Norddeutsche Feuerversicherung-Gesellschaft in Hamburg und die 'Rhein und Mosel' in Straßburg, glauben sich durch ihre präzisirte Erdbebenklausel gedeckt. Die Prozesse gegen die ihre Zahlungspflicht bestreitenden Gesellschaften nehmen einen äußerst langsamen Verlauf; die versicherten Amerikaner werden genau so behandelt wie die in San Francisco versicherten Deutschen.

Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß einzelne Gesellschaften sich allzu stark an dem Feuergeschäft des Places San Francisco engagirt haben. Auch giebt die Stellung allzu hoher Kauttionen in Amerika und die dadurch bedingte Festlegung eines zu großen Theiles ihrer Kapitalien drüben bei einzelnen Gesellschaften zu Bedenken und zur Aufwerfung der Frage Anlaß, ob man unter solchen Bedingungen auf das ganze amerikanische Geschäft nicht besser verzichtet hätte. Die Form mancher Erdbebenklauseln erscheint nicht präzis genug. Endlich sei noch erwähnt, daß das Kaiserliche Kussichtamt für Privatversicherung in Berlin, eine Behörde, die die Gesellschaften energisch beaufsichtigt, die Beschwerde eines Versicherten über die Gesellschaft 'Rhein und Mosel' abgewiesen hat. Angesichts der Fassung der Erdbebenklausel lasse sich, trotz allem Mitgefühl mit den von der Katastrophe heimgesuchten Versicherten, von Kussicht wegen des Verhalten der Gesellschaft nicht beanstanden. Das Kussichtamt sei nicht in der Lage, die Verurteilung auf jene Klausel für unzulässig oder unbillig zu erklären und an die Gesellschaft das Verlangen zu stellen, trotz der streitigen Rechtslage Entschädigungen zu gewähren. Sollten die Versicherten der Meinung sein, daß die erwähnte Klausel die Gesellschaft nicht von der Entschädigungspflicht entbinde, so müsse ihnen überlassen bleiben, die Frage auf gerichtlichem Wege zum Austrage zu bringen. Fast sieht es so aus, als wollten gewisse Versicherungsverbände, besonders der 'Deutsch-Amerikanische Verband von Kalifornien', versuchen, durch Anrufung der Oeffentlichen Meinung auf die wenigen deutschen und österröichischen Gesellschaften, die sich ablehnend verhalten, einen Druck zu Gunsten der Geschädigten auszuüben. Wenn man aber weiß, daß es sich hier um Ansprüche handelt, für die eine Versicherung nicht gewährt und Prämie nicht gezahlt war, so wird man begreifen, daß das Ansehen der deutschen Kaufmannschaft darunter nicht leiden kann. Es wäre unverständlich, wenn man der an sich gerechtfertigt erscheinenden Weigerung einiger Gesellschaften, über ihre Versicherungsbedingungen hinwegzusehen und Schäden zu bezahlen, für die eine Versicherung nicht genommen war und bei der Unberechenbarkeit der Erdbebengefahr gar nicht gewährt werden konnte, solche Wirkungen zuschreiben wollte. Das Verhalten der Gesellschaften muß als korrekt bezeichnet werden. Mögen sich amerikanische Gesellschaften mit ähnlichen Klauseln anders verhalten, mögen sie aus der Noth eine Tugend gemacht haben: Das beweist nichts gegen die Haltung dieser zwei deutschen Gesellschaften (mehr sind es nicht), die an ihre Rückversicherer, ihre Aktionäre, die anderen bei ihr Versicherten und nicht zum Wenigsten an ihre eigene Existenz zu denken hatten. Auf ihrem Namen haftet kein Makel; sie sind noch immer prompt ihren Verpflichtungen nachgekommen. Die Leute von San Francisco aber haben Anlaß, vor der eigenen Thür zu stehen und sich ihr Stadtoberhaupt, Herrn Eugen Schmitz, der als Delegirter der Versicherten hier in Europa mit den Gesellschaften unterhandelt hat, etwas näher anzusehen."

**Gebr. Stark, Pforzheim Bez 60.** Langjährige Lieferanten hunderter feinstlicher u. adeliger Häuser, empfehlen ihre allerletzten Neuheiten in Bestecken, Gold- und Silberwaren zu billigsten Preisen — Versand gegen bar oder Nachnahme



16.2007. Schrägenreif.  
Tula-Silber 650/000 M. 16.80

11429.  
Gravationsnadel.  
Gold 585/000.  
4 Rubia M. 19.00.

11351. Automobilbroche,  
Lampen m. 2 Diamanten  
14kar. Gold M. 27.

10173. Ring mit Goldplatte zum Gravieren  
14kar. Gold M. 20.80 8kar. Gold M. 11.20

10207. Hochfeines Besteck, Silber 800/000  
Löffel od. Gabel M. 109.—, Messer M. 69.— p. Dtz.

Nur tadellose Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alle Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken, nehmen Gold, Silber, Edelsteine in Zahlung. Kataloge mit tausenden Abbildungen gratis und franko. Ansichtssendungen zu Diensten

## Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

### Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.  
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.



### Waldemar Stahlknecht, Neuhaaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronze-Gefäße u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

### Circus Busch

Täglich Abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr

Die grösste

### Tiger- und Löwengruppe

dressiert und vorgeführt vom Dompteur Herrn Willy Peters.

Ausserdem: **ROM** Grosse Original Ausstattungs-Pantomime

in 7 Bildern,

sowie das grosse Gala-Programm.

### Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

**Festgeschenke vom bleibenden Wert, aus dem Verlag R. Piper & Co., München.**  
Ausführliches illustriertes Verlagsverzeichnis kostenlos.

## **W. Fred: Indische Reise** Capebuchblätter.

Ein Band in Lexikon-Oktav mit 75 Abbildungen von Land und Leuten, Leben und Treiben, Städten u. Landschaften, Palästen u. Tempeln, Toren u. Säulen Geb. M. 8.—

Der bekannte Wiener Schriftsteller sah Indien hauptsächlich mit den Augen des ästhetischen Genießers. Von dem, was Indien an Schönheit bietet, ist ihm wohl nichts entgangen. Aber auch von der Fahrt nach Indien, vom sozialen u. religiösen Leben dieses merkwürdigen Volkes weiss er viel und in jeder Zeile fesselnd zu berichten.

## **Karl Scheffler: Max Liebermann**

Mit einem Portrait und vierzig Tafeln in Autotypie. Gross-Quart-Format.

Vornehmste Ausstattung. Preis geb. M. 10.—.

Fünzig nummerierte Exemplare auf echt holländisch Bütten gedruckt und in Ganzlederband gebunden. Preis M. 40.—.

Liebermann ist heute unser bester Maler und unsere Publikation wird sicher einmal als das Werk über seine Kunst gelten.

## **Klassische Illustratoren.**

Gross 8°. Eleg. Halbfeinbände. Je M. 5.— Mit sehr zahlreichen, meist ganzseitigen Illustrationen.

**I. Francisco Goya.** Von Dr. K. Bartsch.

**II. William Hogarth.** Von Julius Meyer-Gräfe.

## **Moderne Illustratoren.** Von Hermann Esswein

Gross 4°. Kartonierte mit Segelbuchrücken

1. Th. Th. Heine. 2. Hans Baluschek. 3. Toulouse Lautrec. 4. Eugen Kirchner. 5. Adolf Oberländer. 6. Ernst Neumann. 7. Edvard Munch.

### **S. Aubrey Beardsley.**

Mit Portraits und Faksimiles, zum Teil farbigen Beilagen und vielen Textabbildungen. Einzelpreis M. 3.—, bei gleichzeitiger Abbildung aller 8 Bände M. 250.—

Die Widmung des Gesamtwerkes nahm **Wilhelm Busch** entgegen.

## **Heinrich Mann. Mnaïs und Ginevra.** Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Luxusausgabe in 50 Exemplaren auf echt holländisch Bütten gedruckt und in Ganzpergamlenband gebunden, vom Verfasser nummeriert und signiert je M. 10.—.

Dem hohen künstlerischen Gehalt der graziösen, dabei von Leidenschaft durchpulsten Novellen des bekannten Münchner Dichters entspricht die denkbar gewäldeste Ausstattung, sodass wir in dem Bande nach Form und Inhalt ein kleines Juwel darbieten

## **Rudolf Schmieid: Carlos und Nicolás, Kinderjahre in Argentinien.**

Drittes Tausend. Preis M. 2.—, geb. 3.—.

Jeden, der sich mit Kindern beschäftigt hat, wird Schmieids Kinderpsychologie freudig überraschen. Dass man nach der Lektüre ein volles Bild vom Leben einer deutschen Familie in Argentinien bekommt, ist nicht sein letztes Verdienst.

„Man wird dem Autor lachenden Herzens danken für dieses wundervolle Werkchen — und wird wieder und wieder darin lesen.“ Theodor Etzel im „Blaubuch.“

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wo keine erreichbar direkt vom Verlag R. Piper & Co., München, Hohenzollernstr. 23.



Regelmässige  
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

VON  
**BREMEN**  
nach  
**AMERIKA**

New-York via Southampton - Cherbourg  
LONDON PARIS

Baltimore - Galveston - Cuba

Südamerika: Brasilien - La Plata

Mittelmeer: Aegypten

Ostasien: Australien

Specialprospekte werden auch von  
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

**Norddeutscher Lloyd**  
**Bremen**

**Waldpark-Sanatorium**  
**Blasewitz bei Dresden.**

**3 Spezialärzte.**

• Winterkuren.

Sämtliche mod. Kurmittel.

Aller Comfort. — Prospekte.

Besitzer: **Dr. Fischer.**

**Magen-, Darm- Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.**

Ein neuer hochaktueller Roman!

**CAVETE!** Von **Emil Sandt**

Eine Geschichte, über deren Bizarrieten man nicht ihre Drehungen vergessen soll.  
Broschürt Nr. 5., fein gebd. Nr. 6.—

Cavete! kann kurz der Roman des lebhaften Lustschiffes genannt werden. Ansehbarer sind die Konsequenzen, die aus dieser in die Gegenwart hereinbrängenden Erfindung für unsere gesamte Kultur hervorgehen; das Antlitz der Welt wird sich durch sie ändern. Dies ist der Boden, auf welchem sich dieser spannende, mit glühender Verbe geistreiche und von glühender Phantasie durchflutete Roman erhebt. Neben dem aktuellen Reize des Stoffes, neben dem ungeheuren sich in hochdramatischen Situationen äussernden Wirbeln der neuen Erfindung ist es im besonderen der große nationale und politische Hintergrund des Buches, was ihm seine tiefe Bedeutung für die Gegenwart verleiht und es zu einer Erscheinung hempt, die das Interesse aller wachrufen muß. Denn dieses Cavete! gilt jedermann. Der Sandt'sche Roman hat aber nichts mit argentinischen politischen Sentimentsbüchern gemein, er ist das Werk eines Dichters und Malers zugleich, denn nur ein solcher konnte Bilder in dieser Farbenpracht malen, Perspektiven von solcher Weite eröffnen, wie es hier geschieht ist. Cavete! ist ein

== **Geschenkbuch ersten Ranges!** ==

J. E. C. Bruns' Verlag, Minden in Westfalen.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 14 und Sonntag, den 16./12.

**Das Wintermärchen.**

Sonnabend, den 15 und Montag, den 17./12.

**Mensch und Uebermensch.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 14., Sonnabend, den 15., Sonntag,

den 16. und Montag, den 17./12.

**Die Condottieri**

Weitere Tage siehe Anschlagstule

### Kammerspiele

des Deutschen Theaters

Freitag, d. 14., Sonntag, d. 16., Montag, 17/12 8 U.

**Frühlingserwachen.**

Sonnabend, den 15/12. 8 Uhr

**Gespenster.**

### Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.

**Eine lustige Doppel-Ehe**

Sonntag, den 16./12. Nachm. 7½ U. Charleys Tante.

### Theater des Westens.

Freitag, den 14./12. 7 Uhr

**Kindstreue und Der Waffenschmied.**

Sonnab., d. 15./12. 7½ U. Der Zigeunerbaron

Sonntag, den 16./12. 7½ U. Der Schmetterling

(Fritz Werner als Gast)

Montag, den 17./12. 7 Uhr **Kindstreue**und **Der Trompeter von Säckingen.****Cabaret** Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

**Eliteprogramm** Schlager auf Schlager.

### Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.

Freitag, d. 14./12. 7½ U. **Der Barbier v. Sevilla**Sonnab., d. 15./12. 7½ U. **Die Fledermaus.**Sonntag, den 16./12. 7½ U. **Die Regimentskochin.**Montag, den 17./12. 7½ U. **Der Wildschütz**

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

**Der Teufel lacht dazu**

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von **Julius Freund.**Musik von **Victor Hellaender.****Bender.****Massary.****Joseph.****Gianpietro.****Phila Wolff.**

### Walhalla-Varieté-Theater

Weinbergsweg 19/20. Am Rosenthaler Thor

**Grosse Spezialitäten-Vorstellung**

Sonntags 2 Vorstellungen (Anf. 3½, u. 8 U.)

### Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches Buch Preis M. 1.20. Preis. üb. Bücher gratis. R. Oschmann, Konstanz No. 516.

## Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

**Treffpunkt der vornehmen Welt****Die ganze Nacht geöffnet. \* Künstler Doppel-Konzerte.**

### Ermahnung.

Gibt Euren Mädels und den Buben  
nur **Poetko's Apfelsaft** aus **Guben.**

**Poetko's Apfelsaft** ist nüssiges frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder. Nervöse, Genesende. Versand in Kästen, à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

**Ferd. Poetko, Guben iB.**

Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probeflaschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz Anfang 8 Uhr.  
Freitag, den 14. Sonnabend, den 15.  
Sonntag, den 16. u. Montag, den 17./12

### Die Hochzeitsfackel

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-  
Concert d. Mozartsaal-Orchesters  
Jeden Sonntag. Populäres Concert d.  
Mozartsaal-Orchesters. Dirigent  
Hofkapellmeister Paul Prill.

### Komische Oper

Freitag, den 14./12 8 U. **Lakmé.**  
Sonnabend, d. 15. u. Sonntag, d. 16./12. 8 U.

### Pariser Leben.

Montag, den 17./12. 8 U. **CARMEN.**  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Kleines Theater.

Freitag, den 14. Sonnabend, den 15. Sonntag,  
den 16. und Montag, den 17./12. 8 Uhr.

### Ein idealer Gatte

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### folies Caprice

Lützenstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.  
Dir. Felix Berg.

Täglich: **Das Provinzmädel.**  
**Das Modell.** Anfang 8 Uhr.

### Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 14. Sonnabend den 15. Sonntag,  
den 16. und Montag, den 17./12 8 Uhr.

### Musarenfieber

Sonntag, den 16./12 Nachm. 3 Uhr.

### Der Familientag.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

### Sensationeller Erfolg

des  
**Eröffnungs-Programm!**  
Täglich 11—4 Uhr. Entree 3,20 M.

## Schriftsteller!



Bekannter Verlag. Oben. Uter.  
Werke aller Art. Trägt teils die  
Kosten. Ausss. günst. Beding.  
Off. unt. **B. N. 205. an Haasen-**  
**stein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

### Eisbärfelle

Sind nicht besser aber teurer als meine Selbst-  
schneidene. Starke Eisbär; feinste Salon-  
teppiche, chemisch gereinigt, geruchlos, blend-  
end weiß oder fliedergrau, etwa 1 m groß  
8 M. Vorlagen 6 u. 7 M. bei 3 St. fr. Preis.  
m. Anschaff. fr. W. Helms, Länzmühle No. 15  
bei Schneeverdingen (Lüneb. Hebe).

## Fünfte Auflage 1906. Der Goldne Esel

des **Apulejus**. Mit 16 Illustrationen.  
Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M.  
Humoristisch-satirischer Roman gegen zügel-  
lose Sitten, Magiewahn, Schwärmerel,  
Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit.  
Der bunte Wechsel der oft sehr verflüchtigen  
Episoden, die merkwürd. Situationen u. kultur-  
historisch wertvollen Schilderungen antiken  
Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen  
Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Ein-  
gelocht ist d. Episode v. Amor u. Psyche.  
Ausführl. Verzeichn. üb. kultur- u. sitten-  
geschichte. Werke gratis franco.

**H. Barsdorf, Berlin W 30.**



Die besten billigen  
**Brieftauben**  
aus dem Hause M. V.  
Gefunden in Paris u. Frankfurt.  
**MAX HERBST** Verleger Hamburg. 3.

## Teppiche

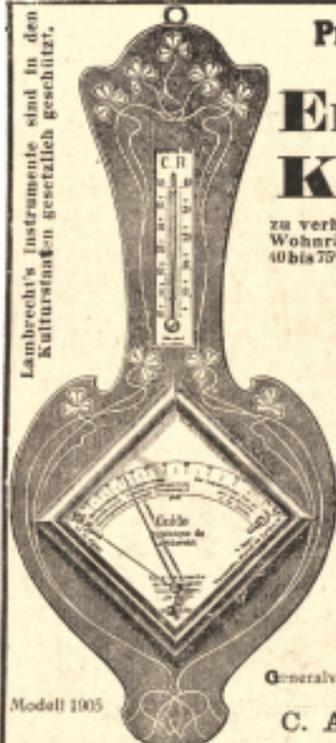
Prachtstücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis  
800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-  
stoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, 158  
Oranienstr.  
**Katalog** (600 Illstr.)  
grat u. fr. **Emil Lefèvre.**  
**Weihnachts-Extralist** Sonderangebote  
gratis u. franko.

Von der **zurück**  
Reise  
**Dr. med. Adolf Schlesinger**  
**Magnetopath**

Berlin SW., Belle-Alliancestr. 5.  
Sprechstund. 11—2, 5—7 ausser Sonntags.  
Tel. Amt VI. 14914  
Mitgl. des Vereins d. freigewählten  
**Kassenärzte**

Lambrechts's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.



Modell 1005

**Praktisches Festgeschenk?**

Um

## **Erkältungen, Katarrhe etc.**

zu verhüten, soll nach Dr. Fleischer in geheizten Wohnräumen die relative Feuchtigkeit der Luft — 40 bis 75% u., die Temperatur — 15° R. od. 19° C. betragen.

Beides wird durch

### **Original Lambrecht's Hygienischen Ratgeber**

angezeigt, der zugleich einen vornehmen Zimmerschmuck bildet. Erhältlich in verschiedenen Ausstattungen, mit deutschem, französischem oder englischem Text.

Preis M. 12 50.

Man verlange Gratis-Drucksache No. 360.

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**

Gegründet 1859 (Georgia Augusta)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter in allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**

**Marke GERBODE**

hervorragendste Spezialität, sehr angenehm,  
**M. 65.— p. Mille,**  
300 Stk. portofrei im Inland.

**Carl Gerbode, Berlin C 31.**  
(Stammhaus Giessen.) Spittelmarkt II.-Etage.  
(Lieferant höchster Hofhaltungen).

Telephon Amt I 4916      Hauptpreisliste auf Wunsch.

**Schnell u. Sicher**  
The BERLIN  
MESSENGER-BOY  
COMPANY m. b. H.

Tel. VI. 9783.

**Boten**

für Besorgungen jeder Art innerhalb und ausserhalb Berlins.  
**Telephonische oder mündliche Bestellung.**



# Ohne guten Magen keine Weihnachtsfreude

**NURAL** hilft die Speisen im Magen verdauen, bewirkt regen Appetit, hebt die Kräfte, beseitigt schlechte Verdauung.

Höchst wehl-schmeckend, unschädlich, seit 11 Jahren von Tausenden v. Aerzten mit gross. Erfolg als diätet. Nähr- u. Magenverdauungs-Mittel vielseit. verordnet für magen- u. verdauungsschwache, blutarme, bleichsüchtige, nervöse, schwächl. Erwachsene u. Kinder. Broschüre gratis. 1/2 Probell. M. 1.75, 1/2 Fl. (ca. 1/2 kg Inhalt) M. 3.— franko. Erhältlich in den meisten Apotheken, sonst direkt v. Kiewe & Co. G. m. b. H., Nuralfabrik, Dresden D 75.

Mehr als 900 glänzende ärztl. Urteile: Dr. med. Fülle, dirig. Arzt des Ostsee-Sanatoriums Zoppot, 5. Nov. 1904: „Mit dem NURAL bin ich sehr zufrieden und habe hier schon Hunderte von Flaschen verordnet.“ und am 14. März 1905: „Es ist eben wirklich ein vorzügliches Präparat.“



# Orientfahrt

mit dem  
transatlantischen  
Doppelkaskaden-Passagier  
„Moltke“.

**Abfahrt von Genua 19. Februar 1907.**

Besucht werden die Höfen: Sikkafants (Rissa, Monte Carlo), Scharaf, Malta, Alexandria (Weiss, Al. Pyramiden von Gizeh und Sakkarah, Memphis), Jaffa (Jerusalem, Bethlehem, Jricha, Jordan, Totes Meer etc.), Beirut (Damaskus, Haaleb, Konstantinopel (Nacht durch den Holzofen)), Aden, Kalamak (Gentile, Kriofonath, Südrad, Zocint), Neapel, Messina, Palermo (Monteviale), Neapel (Possepe), Capri, Sorrento, Rom etc. Rückkehr in Genua 2. April 1907. Reisezeit Genua-Venedig 42 Tage.

Fahrpreise von Mk. 1000 an aufwärts.

Eines Nähere in den Prospekten.

**Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungstreffen, Hamburg.** [2001]

## Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei von S. Fischer, Verlag Berlin W. 57 betreffend

**Die neue Rundschau** XVIII. Jahrgang der freien Bühne

Außerdem ist der heutigen Nummer noch ein Prospekt beigegeben der G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung, Leipzig betreffend

**Die sozialen Utopien** von Prof. Dr. Andreas Voigt

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pf.

# BUSCH-Hand-Kameras

mit **BUSCH-Objektiven.**

Besondere **NEUHEITEN** 1906.

	Mark
Ageb	30-40
Liliput	70-130
Doppel-Liliput	90-150
Drei-Preis	82-168

**Busch Bis-Telar!**

Tele Objektiv höchster Vollendung.

Zu beziehen durch alle photogr Handlungen, Kataloge gratis und franko.

**Rathenower Opt. Ind.-Anstalt, von Emil Busch, & Co., Rathenow.**



## Echte Portweine!

Sortiment No. 1, 8 Fl. sortiert, Mk. 4,20,  
Sortiment No. 2, 8 Fl. sortiert, Mk. 5,35,  
Sortiment No. 3, 8 Fl. sortiert, Mk. 7,60,  
Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0,75  
3 Fl. Mark 2,05. Reinheit garantiert  
vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachh.  
**L. G. Heinzen, Westerstede (Oldb.),**  
Wein-Import und Versandhaus.

## Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und sämtlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. **Max Arndt,** Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

# America-Bank A. G.

Berlin W. 64, Behrenstr. 48.

Telephon Amt I No. 7573.

Wir machen hierdurch bekannt, dass wir unseren Geschäftsbetrieb aufgenommen haben.

Unseren hauptsächlichlichen Geschäftszweig bildet die Ausführung von allen in das Bankgeschäft einschlagenden Geschäften im Verkehr mit den Vereinigten Staaten von Amerika und den anderen amerikanischen Ländern.

Wir empfehlen uns für:

Eröffnung von Check-Conten und Annahme von Depositen-geldern,

Eröffnung von laufenden Rechnungen,

An- und Verkauf von Effekten, Wechseln und ausländischen Geldsorten,

Ausstellung von Checks, Wechseln und Kreditbriefen auf alle Plätze des In- und Auslands,

Gewährung von Krediten.

Berlin, 19. November 1906.

**America-Bank A. G.**



### Verbessertes Offiziers- Portemonnaie

aus chagrin Saffian-Leder, flach, be-  
quemeres Tragen in der Tasche, 4 Tre-  
sors, 2 Seitentaschen, alle Taschen mit  
Verschlüssen.

#### Preis

Chagrin Saffian-Leder M. 3.—  
Echt Seehund-Leder M. 3.75  
Echt Juchten-Leder M. 3.75

Porto 20 Pf., Nachn. 20 Pf. extra.  
Ausland Vorauszahlung auch Marken.

**J. Hurwitz,**

Berlin N.W., Kochstr. 19.

### Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0.20 für Porto unter Couvert  
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

**VERFASSER** v. Dramen, Gedichten,  
Romanen etc. bitten  
sich zwecks Unterbreitung eines vor-  
theilhaften Vorschläges hinsichtlich Publi-  
kation ihrer Werke in Buchform, mit  
uns in Verbindung zu setzen.  
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
Modernes Verlagsbureau Curt Witzand.

### Schockethal

B. Cassel, Harvor, Kurst. L. salin, Helw, Gr. Erbig.  
Winterkuren. Preis, Tel. 1151 Carl Cassel, Dr. Schumöller.

Cabinet-Comet  
**Graeger-  
Seck**  
Gold & Silber  
Zu beziehen durch  
die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
Seck Kellerei  
Hochheim a.M.

**999** echte Briefmarken  
entl. 230 verschiedene wor.  
Costarica, Lux., Crieschenland,  
Aeg. Cap. Ceyl. Argentinien,  
Japan, Korea, Victoria, Mexiko,  
Finnl. etc. u. 1 Japan Karte für nur **1 Mark**  
Casse vocher. Rückporto 20 Pf. Preis! gra',  
**ALB. PETERS & Co. Hamburg**

### Ein junges Tagebuch

für Altersgenossen, Eltern, Lehrer

### Otto der Ausreißer

von Gußto Naumann  
6 Dignen. u. f. 60 Jäger

Cap. Budj, das ernst  
genommen sein will  
das meber hoch in  
bizantinum erweitert,  
noch hoch breitere  
neue Moral verflimmt.  
broch. M. 3.—  
geb. M. 4.—

Verlag C. G. Naumann  
:: Leipzig ::

## Café Splendid

75 Kurfürsten-Strasse 75

Vornehmes Familien-Café verbunden mit Restaurant

Täglich Künstler-Konzerte von Ferdinand Kriech

Eleg. Billard-Salon.

Orig. Wiener Küche.

Jeden Dienstag u. Donnerstag 5 u. 7 Uhr Five o'clock.

# Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen — Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger  
wöchentlicher Passagierdienst  
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·  
NEAPEL · PIRÄUS ·  
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·  
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**  
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt  
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.  
Unterbrechung der Reise gestattet.  
Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u.a. wende  
man sich ausschliesslich an:

**Norddeutscher Lloyd, Bremen**  
oder dessen Agenturen.

Sanatorium f. Magen-, Darm-  
Leberleidende u.

## Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer  
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110 c.

## Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Arztlicher Direktor San.-Rat Dr. K. Benno.

Bestellungen

auf die

**Einbanddecke**

zum 57. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. I. Quartal des XV. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum  
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt  
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a  
entgegengenommen.

# A. JANDORF & Co.

Spittelmarkt Belle Alliancestrasse Grosse Frankfurterstrasse  
Brunnenstrasse Kottbuser Damm

Grosse

## Weihnachts- Ausstellung

in allen Abteilungen; hervorragend billige Preise.

### Optische Abteilung Amateur-Photographie

Herren- u. Knaben-Confektion, Schuhwaren,  
Schirme, Stöcke, Hüte, Cigarren,  
Lederwaren, Parfümerien,  
Puppen, Spielwaren,  
Pfefferkuchen, Lichte, Baumschmuck

## Photographisches Atelier

Geöffnet von morgens 8 Uhr bis abends 9 Uhr

**MORPHIUM**

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entwöhnungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

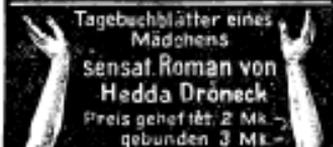
**ALKOHOL**

## Charakter-

Analysen nach der **Handschrift** von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflöschen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, **psycho-graphologische Praxis** seit 1890. Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

## Geburts Manneskeuschheit!



Webels Verlag, Leipzig, Brühl 2.



Für alle, welche Sinn für echten Humor haben ist das  
**Wilhelm Busch-Album**  
**Humoristischer Hauschatz**

enthaltend 13 der besten Schriften des Humoristen mit 1500 Bildern und das Portrait W. Busch's nach Franz von Lenbach

### Das passendste Festgeschenk

Preis in rother oder grüner Leinwand geb. Mk. 20.—.

Im Album nicht enthalten sind die letzten Schriften des lachenden Philosophen, die wegen ihrer gereiften, mit köstlicher Satire gewürzten Lebensweisheit für ernste und nachdenkliche Leute eine willkommene Gabe bilden.

- Zu guter Letzt. 7. Auflage, kart. Mk. 3.—  
Kritik des Herzens. 9. Auflage kart. Mk. 2.—  
Eduards Traum. 4. Auflage, kart. Mk. 2.—  
Der Schmetterling. 3. Auflage, kart. Mk. 2.—  
und die Kinderbücher:

Sechs Geschlechter für Nessen und Nichten.  
Koloriert, kart. Mk. 3.50.

- Bilderpossen. Schwarz N. 2.— kol., kart. N. 3.—  
Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen.  
Kart. Schwarz Mk. 2.— kol., kart. Mk. 2.50.

Eine feine Ausgabe der „Knopp“-Trilogie in einem schönen Geschenkbande mit einem farbigen Innentitel ist soeben zum Preise von Mk. 5.— erschienen.

Die treffendsten Zitate Wilhelm Busch's sind als „Wilhelm Busch-Postkarten“ koloriert erschienen. 2 Serien à 20 Blatt in Mäppchen pro Serie Mk. 2.—

Verlag von Fr. Bassermann in München.

# Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

\*\* 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

\*\* 7914

\*\* 7915 Kuxenabteilung.

\*\* 7916

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller im Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

## MULTIPLEX Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT  
HIER IM BETRIEB ZU SEHEN



Dieses Plakat finden Sie bei den Vertretern d. „Multiplex“-Intern-Gaszünder-Ges. Berlin W. 9. Diese firmenbrennt auf Antrassen gerne die Namen Ihrer Vertreter an allen Plätzen

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGSDORF**

(nur Sand-Strand)

### „KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaft, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. in der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Wintersaison vom 1. November bis 1. Mai.

**BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT**

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Belehen

# Serenissimus?

Wit. Demar  
Liquor  
Gognac

Cognac Likör

## Herbst- u. Winterkuren. „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

**Petersdorf im Riesengebirge**

(Bahnstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-rasthische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Erzeugnissen der Neuzeit eingerichtete Windgeschützte, nebel-freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W. Mückernstr. 118.

Als neuestes, schönstes, bestes und reichhaltigstes  
Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens  
erscheint gegenwärtig in neubearbeiteter sechster Auflage:

# Meyers Großes Konversations- Lexikon.

Mehr als 148,000 Artikel und Verweisungen auf über 18,240 Seiten  
Text mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text  
und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendruck-  
tafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen.

20 Bände, schön in Halbleder gebunden, zu je 10 Mark,  
oder in Prachtband gebunden zu je 12 Mark.

Ein unentbehrlicher Hausschatz  
für jedermann.

Ein praktischer Ratgeber auf allen Gebieten des Wissens.  
Eine unerschöpfliche Quelle von Anregung und Belehrung.



## Im Abonnement für 5 Mark monatlich

liefern ich sofort franko und ohne Preiserhöhung die bis  
jetzt erschienenen Bände I—XV, die folgenden je nach  
Ausgabe in etwa vierteljährlichen Zwischenräumen.

Veraltete größere Enzyklopädien werden im Umtausch angenommen.

**F. Schönemann, Buchhandlung Berlin W. 9,  
Schellingstraße 5.**